Durch U. S. A. und Kanada

Von See- und Landfahrten

Georg Timpe P. S. M.
Generalsekretär des St. Raphaelsvereins

1928
Druck und Verlag Anton Lettenbauer, Hamburg 1



Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Dies Buch soll keine Lücke ausfüllen. Es gibt über die Vereinigten Staaten so viel Geschriebenes, daß man erst neue Lücken machen müßte, um sie ausfüllen zu können. Dies Buch soll auch keine abschließenden Urteile bringen. Es gibt über die Vereinigten Staaten so viele Urteile, daß neue die Verwirrung nicht verringerten.

Die Aufsätze in diesem Buch sind großenteils auf der Fahrt entstanden, an Bord und auf der Bahn. Sie sollten keine gelehrten Abhandlungen werden. Sie sollten das Leben zeigen, wie es sich bot, und nicht, wie es sich vom Schreibtisch aus ansieht. Ich schrieb sie für den „Münsterischen Anzeiger". Wenn sie einen Zweck hatten, war es der, die ferne Weite der heimatlichen Enge näher zu bringen. Wenn nun dies Buch denen, die hier sind, und denen, die hinübergehen, sehen hilft — ohne Brille — dann ist es genug. Sehen und verstehen. Wer reist, muß sehen können. Wer sieht, der versteht.

Hamburg 1, 15. April 1928
Besenbinderhof 28

Georg Timpe PSM.

An Bord der Thuringia, 24. November.

1.

Um es gleich zu Anfang zu sagen: es ist keine Studienreise und auch keine Bettelreise ins Dollarland.

Studienreisen sind in Verruf gekommen. Noch nicht bei denen, die sie unternehmen wollen, denn die studieren lustig weiter darauf los. Sondern bei denen, die studiert werden sollen. Sie sind es nachgerade müde geworden, immerlos studiert zu werden, als wären sie irgend eine neue Sorte Ameisen oder sonstige wilde Völker. Sie werden von den studierenden Weisen und Unweisen bis in die tiefsten Geheimnisse der Speisekammern und ihrer frommen und unfrommen Sitten verfolgt. Sie werden mit Reden, Vorträgen, (mit und ohne Lichtbilder) patriotischen und unpatriotischen Abenden bombardiert. Sie werden nachher durch Zeitungen, Zeitschriften, Sitzungen und Tagungen gezogen. Sie werden vergessene, verkannte, verdiente Brüder im Auslande genannt. Und wenn solch ein armer Bruder beim nächsten Besuch naiv und harmlos sagt: „Wir haben nun schon so viele Besucher aus der früheren Heimat gehabt, und nun sind Sie wieder da — gewiß ja, — hm, wir freuen uns, riesig sogar, aber: „was tut ihr denn eigentlich für uns?" Was dann? Dann lautet die Antwort, ein wenig verlegen oder noch weniger: „Einstweilen studieren wir noch, einstweilen ist die theoretische Kenntnis vom Deutschtum in der Welt das wichtigste. Wir brauchen Schriften, ja ganze Schriftenreihen über euch, und dann — — — — „Dann," so wagt zaghaft der andere, „dann sind wir grau und alt und wackelig geworden."

Also, nur keine Studienreise! Nur kein Unglück vermehren! Nur keinen Gelangweilten noch mehr langweilen!

Auch keine Bettelreise! Denn die sind ebenso schwer in Verruf geraten! Wer ist nicht alles nach drüben gereist, um für irgend eine Not milde Brieftaschen und Scheckbücher zu finden! Die für die Kindernot reisten, waren noch die besten. Und sie fanden opferwillige, gern helfende Herzen. Viel, viel Not konnte abgestellt oder gelindert werden. Darbenden verkümmerten Kindern konnten die Augen wieder froher leuchten. Hinwelkende Alte, hinhungernde Greise konnten noch einmal ihrer letzten Jahre wieder froh werden.

Aber die andern? War es notwendig, um neue Kirchenbänke zu betteln, wo man drüben in Kapellen genug auf gestampftem Lehmboden kniet? Oder um Kirchenglocken, wo man drüben an hundert und hundert Stellen froh ist, ein armes Holzdach zu haben und an Turm und Glocken nicht einmal zu denken wagt? Nein, zuviel ist von deutschen Bettlern drüben gesündigt worden. Viel zu viel kamen ihrer; drei an einem Tage und noch mehr haben sich oft in den Pfarrhäusern gezeigt.

Nein, nur nicht studieren und nicht betteln! Keine Anzeige oder Voranzeige in den Zeitungen oder von den Kanzeln. Nein, nur einmal das große Land in seinem Großen auf sich wirken lassen. Nein, nicht einmal das: nur Ruhe haben wollen. Einmal Ruhe haben vor Sitzungen, Konferenzen und Tagungen — nichts macht im heutigen Organisationsleben die Arbeit schwerfälliger und öder. Von einer wird man zur andern gehetzt. Jede ist ungeheuer wichtig, sogar sehr ungeheuer. Auf jeder wird, wie unter Studenten, Stellung zu irgend etwas genommen. Und nach jeder ist man nicht klüger als zuvor. Nur einen oder andern Menschen mehr hat man kennen gelernt oder — es klingt schöner — eine leitende Persönlichkeit. Ich weiß, was ich tue: wenn ich erst aus den U. S. A. zurückbin, dann berufe ich eine Konferenz von Konferenzgegnern ein. Diese wird — es ist ein Aufwaschen — mit einer Tagung, Reichstagung natürlich, sämtlicher lebenden Generalsekretäre verbunden. Wir gründen einen Verband, Reichsverband natürlich, deutscher Generalsekretäre, E. V. Als einzige Satzung geben wir uns einen Strafparagraphen: Mitglieder, die an Tagungen u. ä. teilnehmen, zahlen in je fälligem Fall 10 Mark in die Verbandskasse. Die Beträge werden zur Hälfte für die Ablösung de. Redepflicht im Reichstag verwandt und zur Hälfte für eine andere Krankenkasse.

Ja, wenn ich im Reich irgend einen Berg oder irgend ein Tal wüßte, wo es noch kein Hilfspostamt gibt, und wohin noch kein Postkraftwagen und kein Kraftpostwagen benzinfauchend gelangte! Aber seitdem die Reichspost überall da schon Fahrlinien eingerichtet hat, wo die Reichsbahn möglicherweise noch Schienen hinlegen könnte, ist man vor keinem Postboten mehr sicher.

Nein, nein, einigermaßen sicher vor allen derartigen Störungen, ist man nur noch auf See. Selig, geliebter Klassiker, ist heute nur noch der Mann, der aufs Wasser entfloh!

Leider gibt es auch da schon Einschränkungen oder sagen wir Stufen der Seligkeit. So möchte ich um alles in der Welt nicht mit einem Vergnügungsschiff fahren. Ich habe eine Abneigung gegen Festprogramme mit ihrem auf die Minute festgesetzten Menu. Es ist dies auch ein Grund mit, warum ich mich so auf den Himmel freue: es gibt da kein Programm und keine Festordner und keine Ansager. Programm und Vergnügen müssen sich immer beißen. Freude ist etwas Quellendes, ist kein kanalisiertes Gefühl.

Ich könnte auch keine Seligkeit auf einem Frachtdampfer oder einem Heringsschiff fühlen. Es wäre dasselbe, als dauernd in der dritten Klasse der Reichsbahn zu sitzen, in den alten Wagen meine ich. Dauernd hält sie einem die Niedertracht vor Augen, nicht zweiter Klasse bezahlt zu haben: darum und deswegen bekommt ihr einfach keine Armlehnen.

Auch erster Klasse fahre ich nicht gern. Man wird so leicht als Geheimrat oder Abgeordneter angesehen, und wo ich es kann, suche ich Mißstimmungen zu vermeiden. Auf See habe ich es einmal getan. Seitdem ich aber

einem amerikanischen Fabrikanten ein Dienstmädchen besorgen, einer deutschen Pensionsmutter ihre Kücken versorgen und einem Engländer seine schlechten Dreipence-Zigarren mit aufrauchen sollte, habe ich die Lust daran verloren. Ich ziehe gut bürgerlich vor: einfache Kost und freundliche Behandlung — was man Familienanschluß nennt.

Ich wählte mir darum die „Thuringia" aus. Kennen Sie sie?

★

2.

Es ist so selbstverständlich, daß jeder Provinzler, ob er nun aus Mecklenbeck kommt oder aus Berlin oder aus Apolda, daß er einfach Hamburg bewundert. Nicht etwa, weil wir berittene Schutzleute haben. Die gibt es anderswo auch. Vielleicht nur nicht so freundlich. Es gab zwar eine Zeit, da waren sie noch freundlicher. Das war damals, als sie noch den traulichen Namen „Konstabler" hatten — Konstablöhr, sagten wir. Damals ging nichts in der Welt über einen behäbigen Hamburger Konstabler. Wie war er so nett, so einladend selbst unter den schwierigsten Umständen! Hat mir doch selbst einer als vierjährigem Jungen mit seiner dicken treuen Konstablerhand die überlaufenden Augen getrocknet! Ich war irgendwo am Jungfernstieg unserm Kindermädchen abhanden gekommen und schließlich auf der Wache gelandet.

Das gewaltige Denkmal von Bismarck ist es auch nicht, was dem Provinzler Bewunderung abzwingt. Sogar in Berlin hat man eins, immer noch besser als das trostlose in Frankfurt (es kann auch anders wo sein), aber ein Zwerg in Größe und Auffassung gegen das Heldenmal an der Elbe. Nicht einmal unser Rathaus ist es, obgleich es im Reiche nicht eines gibt, das an Pracht ihm gleich käme, und obgleich es 50 Pfennig Eintritt für die Besichtigung kostet (Schulen und Vereine haben Ermäßigung!). Denn Rathäuser sind eine unangenehme Einrichtung für den friedliebenden Bürger geworden. Und schließlich hat jedes Dorf jetzt sein Rathaus. In Bergedorf ist man gerade am Bauen. Es wird rotbraun gestrichen (Schwenkung nach rechts), hat

einen Turm wie ein Wasserwerk und sieht aus wie ein Gefängnis für bessere Leute. Als Dr. Mantius Bürgermeister war, wurde er mit einem Amtszimmer im alten Schloß ganz gut fertig. Ebenso wie Amtsrichter Dr. Lamprecht für seinen Gerichtsbetrieb nur ein Zimmer brauchte. Heute bauen sie einen gewaltigen Kasten mit fließendem Wasser in jedem Zimmer und mit einer Terrasse nach der Bille zu für den Nachmittagskaffee der Herren Beamten und der Herren Pensionäre.

Also alles das ist es nicht. Nicht einmal Stellingen mit Hagenbecks Tierpark, den doch jeder Besucher Hamburgs einfach gesehen haben muß. (Fütterung der Raubtiere so dreimal am Tag, dazu je nach Anschlag ein Singhalesen-Dorf oder ein anderes auf = esen).

Was der Fremde, auch der ausländische, in Hamburg sofort herausfühlt, ist, daß in dieser Stadt wirklich gearbeitet wird. In Berlin geht jeder seiner Beschäftigung nach, in andern Provinzstädten sucht man Verdienst, Hamburg aber ist die Stadt angestrengtester Arbeit. Nicht nur einfacher körperlicher und geistiger Anstrengung. Die gibt es auch sonstwo. Aber der Arbeit mit großem Ziel. Weitgesteckt muß es sein. Weltweit. Denn nach dem Weltmeer hat diese Stadt ihre Augen gerichtet. Sie ist darum das, was man großzügig nennt. Nicht etwa, als hätte sie das größte Stadion und die meisten Kinos und die besten Theater und die protzigsten Schlösser. Alles das läßt sie ohne Neid andern. Sie hat davon nur das, was sie für den Hausgebrauch eben notwendig hat. Sie hat darum auch keine Berge. Sie hätte sie sicher, könnte man sie gebrauchen. So aber stören sie bloß.

Aber sie hat Wasser. Denn Wasser, das ist etwas Reelles. Als sie entstand, da lag sie noch nicht an der Elbe. Sie wurde an der Alster gegründet. Das ist ein Fluß, ein achtjähriger Junge kann mit einem Stein leicht hinüberwerfen. Wie sie dann größer wurde, zog sie die Elbe zu sich heran. Andere bauen sich gleich an die großen Flüsse und werden so ihnen dienstbar mit Wohl

und Wehe. Diese Stadt tat das nicht, sie nahm das, was sie brauchte. Und darum, weil sie jetzt ganz groß geworden und der gewaltige Strom nicht mehr ausreicht, darum schreit sie jetzt nach mehr Wasser. Mehr Land braucht sie nicht. Denen sie Arbeit und Brot schafft, die kann sie ruhig wohnen lassen auf dem Land ihrer Nachbarn. Denn die wollen auch leben, und sie sollen es, und gern und gut sollen sie leben. Aber was wir brauchen, ist Wasser, mehr Wasser, viel mehr, sonst muß Hamburg vertrocknen. Und wenn es vertrocknet, vertrocknen die andern mit und keiner wird davon größer. Hamburg heißt Wasser, heißt Arbeit, heißt stärkstes Leben, und wer dir das Wasser nicht gönnt und nicht gibt, der will dir ans Leben, der ist dein Todfeind.

Viele kennen seinen Hafen nur von Ansichtskarten. Ein Überseer auf Fahrt oder am Kai, einige hundert Maste von kleinen und größern Seglern im Segelschiffhafen, oder was für eine Karte mit Schiff der Onkel oder die Kusine in Hamburg im Ansichtskartenständer gerade aufgriff.

Andere sind zufrieden mit dem Augenblicksbild, das sie aufschnappen, wenn der Zug über die große Elbbrücke donnert.

Die meisten aber meinen, genug, übergenug getan und gesehen zu haben, wenn sie für 1,50 Mark die „Große Hafenrundfahrt" mitmachen und dabei noch einen der Ozeanriesen unter fachkundiger Führung besichtigen. Alles so Severingsfahrten: wie groß, nein wie schrecklich groß ist das doch, ja, eigentlich und uneigentlich viel zu groß!

Alles das wie ist es doch klein! Wie gibt es so gar kein Bild von dem, was „Hafen", Hamburgs Hafen bedeutet. Alles das ist nur die Etikette der Flasche. Hafen ist etwas ganz anderes. Hafen sind die hunderte von grauen Schuppen, aus Wellblech, kilometerlang und mit Kisten und Kasten und Säcken und Ballen gefüllt. Und die tausende von Kranen, an denen es ächzt und rollt und reißt, sind die Tausende von behäbigen Schuten,

prustenden Tendern und heulenden und tutenden Barkassen, sind die arbeitsrauschenden Wellen der gelben Elbe, sind die schmalen, gespannten Gesichter auf den wimmelnden Straßen, sind die Riesen von Kontorhäusern mit ihren rastlosen Aufzügen, ihren zehntausend und zehntausend Firmen, mit ihrem ewigen Hin und Her von Kassenboten, Angestellten und Handelsherren.

Ich wollte, ich könnte jedem alles das zeigen, mit ihm jagen auf flitzendem Boot die Elbe hinauf und in die tiefen und breiten Arme hinein, die man ins Land bohren mußte, weil der Strom nicht mehr ausreichte. Und könnte mit ihm durch die Schuppen eilen, da wo ungeahnte Werte aus allen Fernen lagern und ebensoviele, die deutscher Fleiß geschaffen und die nun hinaus müssen, weil sie für die Heimat das Leben bedeuten.

O, einen Morgen und einen Nachmittag auf unserer arbeitenden Elbe, flimmernd im Morgenglanz, goldwarm beleuchtet von der scheidenden Sonne oder matt, schwer in blaugrauer diesiger Luft! Oder eine Nacht, wenn alles wie tot, wenn nur ein verspätetes Schiff geisterhaft einläuft und festmacht . . . und es wachsen dann die Schätze in den schlafenden Schuppen und türmen sich auf zu Wochen und Monaten und Jahren und sie drängen hinaus. Und wir sehen dann wie dunkle Schatten, wie Geisterschiffe alle die rot und schwarzen und rot und grauen Schiffsleiber kommen, Tag um Tag und so Monat um Monat. — — — Ich weiß, wir würden dann ganz still werden. Dann erst würden wir ganz erfassen die Gewalt des Wortes von Hamburgs Hafen und Arbeit.

★

An Bord der Thuringia, 26. November

3.

S e i f e ist, welche, wenn man sie nicht hat, Bimstein gebraucht. — Wie einem solche Schulwitze doch anhängen! In der Deutschstunde der Untertertia hatte ich ihn gehört, und nun verfolgt er mich schon ein ganzes Leben. Und jedesmal muß er mir einfallen, wenn ich mich über etwas Verkehrtes so von Herzen ärgern könnte, wenn also eine Sache, wie „Husch-husch“ sagte, nicht richtig definiert ist. Darum, was kann ich daran machen, daß er mir jedesmal aufstößt, wenn ich das Wort „Landungsbrücken“ oder genauer „St.-Pauli-Landungsbrücken“ höre oder lese.

Jeder einigermaßen normale Besucher von Hamburg stellt sich unter Landungsbrücken einen Platz vor, an dem die großen Überseer vor der Abfahrt oder bei der Ankunft anlegen, um die Fahrgäste aufzunehmen oder an Land zu lassen. Es ist mir — man kann sich das leicht vorstellen — jedesmal eine wahre Qual, diesen Besuchern immer aufs neue erklären zu müssen: Diese Landungsbrücken sind keine Landungsbrücken. Oder vielmehr, eigentlich sind sie es doch, weil die Vergnügungsdampfer nach Blankenese, Finkenwärder, in die Lühe, nach Cuxhaven oder elbeaufwärts hier anlegen. Die Überseer aber legen nicht hier an, nur einige Dampfer der Hamburg-Süd, wie die sogenannten Kap-Dampfer, Cap-Polonio, Cap-Norte. Alle anderen möchten schon hier anlegen, die Gebühren sind jedoch so hoch, daß die Linien es vorziehen, ihre Schiffe von den eigenen Lagerplätzen aus abgehen zu lassen. Die Fahrgäste werden dann auf Tendern dorthin geschafft und besteigen erst dann ihren Überseer usw. usw.

Man sieht also, die Hamburger Hafenbehörde legt

wenig Gewicht auf die sogenannten Imponderabilien, wie etwa Abfahrt eines großen Hamburger Dampfers, Abschiedsszenen, Hafenbild usw. Alles was der Binnenländer mit solchen Vorstellungen verbindet, hat für die Hafenbehörde keinen Reiz. Sie hat keinen Sinn für sentimentale Anwandlungen und gefühlvolle Szenen, sie hat nur Verständnis für Abgaben, möglichst hohe Abgaben. In diesem Punkte lob ich mir doch die Reichsbahn. Sie verlangt für jeden Abschied und für jede Begrüßung nur zehn Pfennig und hat diese schon so niedrige Taxe seit der Stabilisierung der Mark nicht erhöht. Dankbar sei dies anerkannt. Deutsche Reichsbahn — meine Gefühle quellen über, sehe nur schon ihr D. R! Wie fürsorglich macht sie uns doch die besten und urältesten Kognaks — ich schreibe absichtlich nicht das dumme, halbenglische „Weinbrand" — aufmerksam, gibt sie uns Gelegenheit, die Namen der neuesten Zigaretten zu buchstabieren und auswendig zu lernen, weist sie uns auf Backpulver, feinste Herrenbekleidung und Maschinenfabriken hin — rührend geradezu. Ja, in letzter Zeit sucht sie sogar unser vaterländisches Herz zu stärken, indem sie Landschaftsbilder, man denke sich, deutsche Landschaftsbilder in den Abteilen anbringt. Und das nicht etwa für zehn Pfennig, wie im Automaten, sondern ganz umsonst — zu rührend!

Ja, und erst unsere Bahnhöfe! Nur ein Beispiel unter tausenden: unser Hamburger Hauptbahnhof! Böse Zungen zwar verlangen, man solle darüber schreiben: Dieser Bahnhof ist kein Bahnhof. Sie behaupten, er sei ein Jahrmarkt, ein „Hamburger Dom" in Permanenz, es fehlt nur noch die Luftschaukel und der Flohzirkus. Ich aber kann mir nichts Schöneres als eben diesen Bahnhof denken.

Nicht nur in der Bahnhofshalle, sondern im Bahnhof selbst, hart an den Geleisen, da reiht sich Bude an Bude, künstlerisch entworfen und hochmodern in Lichtausstattung usw. Ja, und was man da alles haben kann! Man braucht gar nicht erst in die Stadt hineinzugehen: alles

bietet der Hamburger Hauptbahnhof, rein alles. Hosenträger, Kragenknöpfe, feinste Seidenschlipse, Strümpfe, Hemden, ja noch viel mehr. Und dann die erdenklichsten Leckereien! Etwas eng ist er durch alle diese Buden ja geworden, aber schließlich ist ein Bahnhof dazu da, daß man sich drängt; es ist sein Lebenszweck. Im Laufe der Zeit ist auch zu erhoffen, daß besondere und regelmäßige Führungen zu den Fahrkartenschaltern veranstaltet werden. Einstweilen findet sich der Eingeborene noch so zurecht.

Nein, alles was recht ist: unser Hauptbahnhof hat viele Reize!

So ist es auch mit den Abfahrten nach Übersee. Wie mancher würde die Stadt überhaupt nicht kennen lernen, müßte er nicht zu Fuß oder sonstwie durch das weite und enge Straßengewirre hindurch. Er sähe keine Mönckebergstraße mit ihren stolzen Kontorhäusern, wie keine Stadt im Reich sie auch nur annähernd aufzuweisen vermag. Er sähe nicht das gewaltige Ballin-Haus und auch nicht das Wunder in Stein, unser einzigartiges Chile-Haus, das Fritz Höger in souveräner Beherrschung von Masse und Maß als Symbol hanseatischer Sicherheit und Kraft aus dem spröden roten Klinkerstein machtvoll hervorzauberte. Seht ihr, wie es da liegt in stolzer Ruhe und Größe? Dem königlichen Kaufmann stellte es ein königlicher Baumeister hin. Ich lasse unser Auto langsamer fahren. Ehe ich die Heimatstadt verlasse, will ich noch einmal dies wundersame Werk in mich aufsaugen ...

Und nun geht es über die Brücke ins Freihafengebiet. Der Schupo sieht an unsern Koffern, daß wir auswandern wollen; er verlangt keinen Ausweis. Noch ein paarmal hin und her, und wir stehen an den Passagierhallen im Grasbrook.

Die letzte Kontrolle.

Heraus mit dem Fahrschein und dem Gesundheitszeugnis des amerikanischen Arztes! Anstandslos gehen wir den Schlangenweg weiter. Nur bei der deutschen Paßkontrolle ein Aufenthalt. Na ja: wir sind in eine

Behörde geraten. Ich komme glatt durch. Die arme Ordensschwester nach mir aber wird angeblökt. Man merkt doch gleich, daß der Beamte kein Hamburger ist. Ich kann ihm auch sonst nicht bös sein: er ist so rührend hilflos in seinem Unteroffizierston. Wie kann man auch nur einen Augenblick vergessen, daß wir noch armselige Untertanen sind! Einfach unfaßbar!

Der grüne Tender nimmt uns auf. Und die, die uns bis zur Thuringia bringen wollen, die sehen möchten, wie ihre Lieben und Freunde untergebracht sind, die uns noch einmal zuwinken möchten.

Die letzten Fahrgäste kommen. Das letzte Gepäck wird hineingeschafft. Ein kurzer Pfiff. Und nun geht es noch einmal durch das Gekribbel der Barkassen und Schuten und Schiffe hindurch. Vorbei an dem goldgekrönten Helm von Sankt Katharinen, an dem grauen Steinmaßwerk von St. Nikolai, an Kränen und Brücken und Fleeten vorbei, und auch an unserem geraden Großen St. Michel. Wie lange wird es dauern, du treuer Freund unseres Hafens, bis ich dich wiederseh — o, ich weiß es, ich werde mich freuen, sehe ich deinen Kuppelturm wieder im Nebelgrau aufsteigen, — freuen, wie jedesmal, wenn ich reisemüde heimkehrend, auf der großen Elbbrücke sehnend nach dir ausschaue.

Die Landungsbrücken schwinden an uns vorüber, und links von uns Werften und Docks. Jetzt eine scharfe Drehung nach links. Wir biegen zur Kaiser-Wilhelm-Höft hinüber. Dort liegt unser Schiff: T h u r i n g i a.

Einen Sprung an Land und dann über die Brücke an Bord.

*

4.

Es ist noch nicht acht Uhr. Im Damensalon des Schiffes räumen die guten Schwestern die heiligen Gewänder in den Meßkoffer ein. Um sieben Uhr ist jeden Morgen bei ruhiger See heilige Messe. Nur einige Handgriffe und der kleine Altar ist hergerichtet. Auf jedem Schiff befindet sich solch ein Meßkoffer, auf unserer Thuringia sind es gar zwei. Auf den großen Schiffen der „Deutschland"-Klasse hat man einen festen Flügelaltar eingebaut. Für den auf der „Hamburg" hat Hans Franke den starken, heiligen Christopher gemalt, wie er das Jesuskind über die Wasser trägt. Es ist ein so sinniges Bild und so kerndeutsch empfunden. Am Tage ihrer ersten Fahrt habe ich selbst an diesem kostbaren Altar die heilige Messe gelesen. Es war eine Feierstunde, wie es wenige gibt im Leben.

Das heilige Opfer auf hoher See. —

Auf dem Grabe der von der ganzen Urkirche bewunderten jugendlichen Märtyrin Agnes in Rom habe ich meine erste hl. Messe und auch meine Jubelmesse gefeiert. Draußen in den Sebastianskatakomben durfte ich sie halten . . . in der feuchten Nacht des Mamertinischen Kerkers . . . im heiligen Haus von Loreto, umrauscht vom tausendjährigen Zauber einer lieblichen Legende und dem hinreißenden Flehen kindlichgläubiger Beter . . . in Schützengräben und Unterständen und zwischen hinsterbenden Getreuen . . . in enger Dachkammer, versteckt vor den gierenden Augen russischer Bolschewiken . . .

Was ist es doch um diesen kleinen Tisch in dem Riesenraum eines Schiffes . . . dieses Schiffes, das wiederum nichts ist als eine winzige Schale, ganz unterworfen der gewaltigsten Kraft dieser Schöpfung! Unterworfen und doch herrschend, wogenbekämpfend und wogenbesiegend. Über jedem Kampf aber und über

jedem Sieg steht Dein Kreuz, o Herr! Denn „Du herrschest über der Meere Wuchten, und Du besänftigst das Rollen der Wogen“ (Ps. 88). In nichts versänke aller Lobpreis der Meere — benedicite maria Dominum — schrittest Du nicht wie damals segnend über die Wogen und spendetest Ruhe und Kraft in Deinem goldenen Kelch. Du, Herr der Meereswelten, der Wogenberge und der Wassertiefen — Dominus in altudine maris et in profundis.

O Du kleiner Opfertisch . . . o Du ewiges Opfer! — Ewig . . . vom Anfang bis zum Niedergang, von einem Ende der Erde zum andern — ganz erst erfaßt Deine Bedeutung, wer auf der ewigwogenden Unendlichkeit, dem Introibo zum Urgeheimnis des Alls, das schmale Linnen des Kelchtuches ausbreiten darf . . . Dein Korporale, Herr ist die Welt . . .

So klein ist die frühe Gemeinde.

Eine alte Ungarin, die zu ihrem Sohn irgendwo in Michigan reist. Kein Wort deutsch kann sie. Sie hat nur draußen am Anschlagbrett gelesen, daß jeden Morgen heilige Messe und darum kommt sie. Nur e i n Wort weiß sie vor der Messe zu sagen. Es ist ihr Trost in dem weiten Alleinsein, aber es ist allumfassend und Glück für alle, die glauben wie sie: K o m m u n i o n. Ein Wort nur, aber faßte die Menschheit seine Bedeutung, sie wäre geeint und vereinigt und brauchte keine Heere und Völkerbünde.

Eine Frau mit stillen Augen und immer geneigtem Kopf kniet ihr zur Seite. Ich habe noch nicht den Mut gehabt, sie zu fragen nach woher und wohin. Ist es nicht oft so: wir sehen das Leid und wir fühlen es mit, wir möchten hineindringen in seine Tiefen, um wortlos und ohne Händedruck helfen zu können — und sind selbst so hilflos und schwach. „Du aber hast den Meeren ihr Ziel gesetzt, daß sie die Ufer nicht überschreiten.“

Drei Schwestern von den Herz-Jesu-Missionsschwestern aus Hiltrup. Sie waren nach jahrzehntelangen Arbeitsjahren wieder in der deutschen Heimat

gewesen. Jetzt kehren sie zu ihren Schützlingen nach Reading zurück. Sie haben keine Sorgen? Es sind Menschen wie alle, und hätten sie keine eigenen, sie wären unfroh, dürften sie nicht die der anderen dankbar und sühnend tragen: heiligen Ballast im Lebensschiff.

Ein Irländer noch. Pünktlich stellt er sich ein. Auch heute. Eine halbe Stunde noch, und er verläßt uns. Lieber läßt er alles andere, als die letzte heilige Messe an Bord.

Gestern abend saßen wir beiden noch lange an Deck zusammen. Wie er sich freute, als er hörte, daß ich seine schöne „grüne Insel“ aus eigenen Reisen kannte! Wir sprachen von seiner Heimatstadt Dublin und der Entwicklung des Landes, dieses so lange geknechteten Landes, das endlich durch den Weltkrieg seine Freiheit gewonnen. O, es würde, es müßte jetzt aufblühen! Große Anstrengungen würden gemacht . . . ob ich von der elektrischen Riesenanlage im Westen der Insel gehört hätte? Ja; und ich wußte auch, daß deutsche Ingenieure und deutsche Arbeiter dabei beschäftigt seien, und daß man in England jetzt schon vor german invasion vor einem Einfall Deutscher die Leute graulen mache, und sicher würde man dies Schlagwort bei den nächsten Wahlen unter die Massen werfen.

Und dann planten wir deutsche Reisen in Irland. Was gäbe es Schöneres als die Einfahrt in diesen herrlichen Hafen — endlich habe man ihm den ehrlichen irischen Namen Cobh wieder gegeben, statt des verhaßten Q u e e n s t o w n! . . . Wir schwärmten von der weichen südlichen Luft des Westens, von seiner zerrissenen Felsenküste, vom feuerroten Blühen der Fuchsienhecken, und von der Perle der Insel, den liederumwobenen Seen von Killarney . . . Ob es wohl wahr wird, daß Erholungsreisen nach dem grünen Erin in Deutschland aufkommen? Daß wir das Land aufsuchen werden, das eine Kultur besaß, ehe wir überhaupt daran dachten? Das uns Freundschaft hielt, als alle anderen uns feind waren? Dessen blauäugige, liederfrohe Bewohner uns

mit Freude begrüßen? Das sich aufrichtet an unserm Willen zum Leben? An dessen Erstarken wir mitarbeiten können und müssen?

Unsere Thuringia liegt still.

Der Tender ist langsam herangekommen. Jetzt legt er bei. Die Treppe wird hinuntergelassen. Ein halbes hundert neuer Fahrgäste blickt herauf. Frische jugendliche Irengesichter. Sie kommen an Bord. Lauter stramme Jungens, ein paar schwarzhaarige Mädchen und noch zwei Priester. Ja, und — ist es denn möglich? — ein Dutzend Frauen und Mädchen mit Körben und Koffern. Sie breiten ihre Sachen aus: irische Spitzen, Taschentücher, Umschlagetücher, Pfeifen, Spazierstöcke und ich weiß nicht, was sonst noch.

Auch zu mir kommen sie und können sich doch denken, daß ich mit ihren Tüchern nicht wüßte, was anfangen. Sie wissen es: „Please Father, for luck!" „Bitte, Hochwürden, daß ich Glück habe!" Oder eine andere: „um einen guten Anfang zu machen!" Sie sind nicht unbescheiden und aufdringlich, sind immer freundlich, und der irische Schalk lacht heimlich in jedem Auge. —

Sie haben nicht viele Käufer gefunden. Aber als der Steward mit dem großen Gong über Deck geht und ihnen zuruft: „Besucher von Bord!" da packen sie ruhig ihre Spitzen zusammen und trollen vergnügt die Schiffstreppe hinunter.

Die Schraube des Tenders braust.

Ich winke meinem irischen Freunde noch lange mit der Hand.

Dann setzt sich unsere Thuringia in Bewegung. Ruhig gleitet sie durch die sonnenbeglänzte bergige Bucht.

Wir fahren westwärts. Stunden und Stunden an der buchtenreichen Küste entlang.

Die Sonne liegt auf den Feldern und Weiden und weißen Dörfern.

Es glänzen die Leuchttürme wie gewaltige Engel des Meeres.

Und das Meer ist Gottes.

5.

Es wird nachgerade langweilig an Bord. Denn wer irgendwie seekrank werden konnte, ist es gewesen. Es läßt sich auch nicht andauernd über dies Thema oder Problem (heutzutage ist ja alles Problem) verhandeln, wenigstens nicht geistvoll. Die ersten Tage gehen bekanntlich damit hin, daß jeder den andern fragt: Sind sie schon einmal seekrank gewesen? Und fragt dann weiter nach den Mitteln gegen dies unvermeidliche Übel, nach seinen Äußerungen und nach seiner Ausdehnung. Eine Rundfrage bei siebenundfünfzig Mitreisenden nimmt schon einige Tage in Anspruch, vorausgesetzt, daß besondere Umstände keine frühere Auswertung solcher Erfahrungen verlangen.

Sind die gefürchteten bedenklichen Tage mehr oder minder glücklich vorübergegangen, dann bieten die Erlebnisse der tragischen Stunden noch für ein, zwei weitere Tage ausreichenden Stoff zur Unterhaltung. Ja, man fängt an, die Erlebnisse von der humoristischen Seite zu nehmen. Sehr gebräuchlich dabei ist, wie ich auf verschiedenen Seefahrten festgestellt habe, folgender Witz. Ein Reisender fragt den Kapitän nach dem besten Mittel gegen die Seekrankheit. „Als einziges wirksames Mittel," so lautet die fachmännische Antwort, „hat sich bisher nur eines herausgestellt, nämlich zu Hause bleiben." Ich habe diesen Witz nun schon in den verschiedensten Formen gehört indem statt Kapitän, dann Apotheker, Volksschullehrer, Ober oder Barbier eingesetzt wurde. Wenn Herr L. ihn von seinem Rabbiner haben wollte, sagte er das offenbar mehr aus Höflichkeit mir gegenüber.

Im allgemeinen sind alle Mittel gleich gut. Man hat mir geraten, tüchtig zu essen, und ich wurde seekrank.

Beim nächstenmal aß ich auf besonderen Rat nichts, und ich wurde es auch. Ein andermal rannte ich, selbst bei Regen wie wild über Deck hin und her, und es half ebenso wie das Hinlegen, nämlich nicht. Seitdem lasse ich alles kommen und gehen wie es will. — — —

*

Bei schönstem Wetter hatten wir Hamburg verlassen. Die Sonne hatte uns auf der Nordsee begleitet und auch im Ärmelkanal bis über Irland hinaus war alles freundlich geblieben. Dann aber war der Ozean mit seinen Wellen gekommen und hatte uns leise und immer stärker geschaukelt. Und dann — — — ach, jetzt bin ich endlich mit dem herkömmlichen Bericht über die Seekrankheit fertig! Alles andere über Neptun, Meeropfer usw. möge man in einschlägigen Reisewerken nachlesen. —

Wir waren bis auf zwei, drei wieder munter. In der dritten Klasse hatte man schon längst die bekannten Bordspiele aufgenommen.

Da rissen sie am Tau. Fünfzehn und noch mehr auf jeder Seite, Deutsche und Iren einträchtig zusammen. Und jedesmal ein Gejohle, wenn die eine Seite die andere über den Kreidestrich hinausgezogen.

Andere spielten Ringwerfen. Sie stellten einen meterhohen Stab zwei, drei Meter vom Strich ab und warfen danach mit farbigen Ringen. Auch eine gesunde Übung.

Eine Gruppe von Musikfreunden hatte sich um einen strammen Deutschen geschart, der seinem Matrosenklavier, auch Quetschkommode genannt, eine Fülle von Weisen entlockte. Erst sang nur einer mit. Dann fielen die andern nach und nach ein. Selbst die vom Tauziehen kamen heran. Ein Ire, der in deutscher Gefangenschaft gewesen, übersetzte seinen Landsleuten Vers für Vers. Es stimmte zwar nicht immer, aber was macht das. Es ist das Lied, das sie lieben: „In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehn!" Leise nur klingt es zu mir herauf. Glauben sie nicht daran — — oder träumen sie jetzt schon von dem, was sie verlassen haben? Weg mit dem Träumen! Wenigstens es keinem zeigen!

Und nun, wie zum Trotz gegen ihr Herz fangen sie an zu tanzen. Es ist zwar: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," aber welches Lied gibt es, nach dem sich heute nicht irgendwie tanzen ließe!

Wir in der Kajütklasse sehen von unserm Deck nach unten; bei uns will noch keine Stimmung aufkommen. Einer beobachtet noch zu sehr den anderen, und keiner wagt sich über das alltägliche Gerede vom Wetter usw. hinaus. Endlich faßt jemand den Mut und läßt vom Decksteward die Felder für den „shuffleboard" mit Kreide auf das Promenadendeck zeichnen.

Neun Felder sind es. Er schreibt die Ziffern in jedes Feld, nach oben oder nach der Seite oder quer müssen sie jedesmal fünfzehn ergeben. Über den drei äußersten Feldern steht noch + 10 und unter den unteren — 10. Und er zeichnete dieselben Felder einige Meter entfernt noch einmal.

Das Spiel kann beginnen. Zwei Parteien sind es, rot und weiß. Wer fängt an? Und es wird abgezählt! Und nun versucht jeder Spieler, mit seinem langen Schieber seine Teller möglichst günstig in die Felder zu bringen oder die Teller seines Gegners hinauszustoßen. Wer in den verschiedenen Spielen zuerst 100 erreicht, hat gewonnen.

Man kann die Zeit schon damit umbringen, und wer es ein paar Stunden spielt, wird auch müde dabei. Auf den großen Hapagdampfern gibt es sogar einen Tennisplatz und eine Kegelbahn; wir behalfen uns mit diesem ältesten und am meisten bekannten Bordspiel ganz gut.

Viel Geschicklichkeit oder Berechnung erfordert es gerade nicht. Darin bleibt nun einmal Adolf Voigt unbestrittener Meister.

Adolf Voigt war mein Freund. Der beste und einzige Freund meiner Jugend. Wir blieben es auch, als ich von der Volksschule auf die Hansaschule mußte. Auf dem Schulweg konnte er immer leicht in unserm Haus auf dem Brink eingucken. Gab es etwas auszufressen, war er

sicher dabei. Wir hielten zusammen beim Räuberspiel oder als Indianer. Wir hatten auch unsere richtige Höhle. Sie war zwar im Garten bei seinem Haus auf der Hude, und eigentlich war sie nichts anderes als eine ausgebaute Kartoffelmiete. Aber es war eine Höhle, und eine mit eisernem Ofen und Blechrohr (unsichtbar natürlich)! Ich sorgte für die Kartoffeln, und er mußte sich in der Backstube seines Vaters (wenn er schlief) nach Butter umsehen. Aber das gehört eigentlich nicht hierher. Seine Geschicklichkeit lag auf einem anderen Gebiet: es war schon mehr Kunstfertigkeit.

Wir wußten damals noch nichts von Tennis und balgten uns auch nicht im Fußball auf der Erde herum. Es gab noch keine Sportzeitungen, und von Pferden kannten wir nur soviel, was uns in Bergedorf zweimal jährlich im Vieh- und Pferdemarkt geboten wurde. In dem, was man heute Sport nennt, waren wir also ganz auf unsern eigenen Unternehmungsgeist angewiesen. Und was ein richtiger Junge ist, der braucht keine Anweisungen.

Uns gegenüber auf dem Brink wohnte Bäcker Stein. Er hatte über seiner Ladentür, wie das bei Bäckern so ist, einen großen goldenen Kringel hängen; den sah man schon von weitem einladend leuchten. Als höchste und erstrebenswerteste Leistung nun galt es uns Jungens, durch diesen Kringel hindurchspucken zu können, und ohne daß Bäcker Stein uns dabei zu fassen kriegte.

Adolf Voigt allein brachte das fertig. Er, mein Freund Adolf.

Einmal hat Bäcker Stein ihn doch zu fassen gekriegt. Bäcker Stein hatte nämlich acht Töchter. Die dritte oder vierte von ihnen war die schwarze Anna. Die hat Adolf Voigt geheiratet. Das hatte er davon.

★

6.

Heute sind wir schon eine Woche auf Fahrt. Wir sind mitten im Ozean. Ich weiß zwar nicht, auf welchem Längen- und auf welchem Breitengrad. Ich könnte das ganz leicht erfahren. Neben der Tür zum Rauchzimmer hängt eine Track-Karte Jeden Mittag Punkt zwölf Uhr wird dort ein Fähnchen hineingespießt und unter der Karte steht auf dem kleinen Blatt der Distanzkarte ganz genau alles angegeben. Also, wieviel Tage wir schon auf See sind, wie viele Seemeilen das Schiff gestern gemacht und sonst noch etwas, das ich nicht behalten habe. Ich könnte ja eben nachsehen, denn von meiner Kabine — es ist B 58, liegt also im zweiten Deck von oben gerechnet — brauchte ich nur eben ins A-Deck hinaufzugehen. Aber man strengt sich auf dem Schiff nicht gern unnötig an. Wenn ich die Karte und das kleine Blatt darunter ansehe, dann tu ich es nur wegen der Unterschrift: Langer, steht nämlich darunter; Langer, Kapitän. Ich freue mich nämlich jedesmal über das kräftige L. Es hat so etwas Markiges an sich und in dem kleinen schwungvoll abgebrochenen Bogen blitzt der Schalk auf. Ich bin zwar kein Schriftendeuter und ich will auch keiner werden. Ich habe es nicht gern, wenn man mir in allem nachschnüffelt, immer auf irgend etwas im Charakter schließen will, und stelle darum auch anderer Innerlichkeiten nicht nach. Eine wohlmeinende Seele hat mir — natürlich gegen die Langeweile auf der Reise — ausgerechnet ein Buch über Schriftendeutung mitgegeben. Es heißt „Graphologie der Kinderschrift". Zweifellos ist es ein ungeheuer gelehrtes Buch, denn ein lebendiger Universitätsprofessor hat dazu

die Vorrede geschrieben. Aber ich bin fest entschlossen, es nicht zu lesen; ich will nicht einmal das Gummiband vom Einschlag abstreifen. Das fehlte gerade noch, daß ich mir durch Gelehrtenkram den Zauber von der Kindesseele abstreifen ließe und in Zukunft jeden Kinderbrief mit Kriminalaugen ansähe.

Aber dies L gefällt mir. Es steht so lustig unter den langweiligen Zahlen.

Bei Tisch sitze ich unserm Kapitän links gegenüber. Ich weiß also, daß er gern bittere Oliven ißt, und daß er bei der Ausreise 102 Kilo wog. Ich weiß auch, daß dies sein Kummer ist und er sich auf jeder Fahrt Mühe gibt, wieder auf 99 Kilo und so auf seine eigentliche, „knabenhafte Gestalt" zu kommen. Aber Muttern pflegt ihn nach seiner Ankunft in Hamburg so heftig — weil er so heruntergekommen aussähe — daß er jedesmal Last hätte, die angepflegten drei Kilo wieder loszuwerden. Von ihm weiß ich auch, was Daicurie ist. Eigentlich ist D. nur ein Dorf bei Habana, hat also nur die Bedeutung eines Vororts, wie Barmbeck oder Berlin für Hamburg. Was diesem Ort vor den genannten einen inneren Wert verleiht, das ist d e r Daicurie.

Für sechs Personen braucht man eine halbe Flasche Rum. In diese (halbe Flasche) kommen zwei Zitronen und . . . Aber ich will lieber das Rezept nicht verraten, dafür aber Neugierige warnen, sich durch diesen süßen Ambrosiatrank nicht zu einem dritten Glase verleiten zu lassen.

Wieviel Kalorien ein Daicurie enthält, kann ich leider nicht sagen. Wir leben oder essen auch sonst nicht nach der Kalorienlehre. Von meiner Nachbarin, Frau Professor Dr. H. habe ich zwar erfahren, daß ein Apfel 300 Kalorien enthält und der Salat überhaupt keine und daß der Mensch täglich 2000 Kalorien zur Fristung seines Lebens notwendig habe. Aber da ich sehe, daß sie sich bei den fünf Mahlzeiten jeden Tag nicht an die Kalorienlehre hält und sich nur von Äpfeln ernährt, tu ich es auch nicht. Besonders weil der Herr Professor

das alles als Unsinn erklärt. Und der muß es doch wissen; wozu wäre er sonst Professor.

Lieber halte ich mich an die Lebens- und Reiseerfahrungen meines Gegenübers. Es ist eine echte Österreicherin und so Landsmännin unseres Kapitäns. Sie wohnt in New York, d. h. sie wohnt auch in Wien. Eigentlich wohnt sie weder da noch dort, sondern hat nur zwei feste Wohnungen. Sie ist, wenn sie nicht gerade auf Reisen ist, immer unterwegs. Dies ist genau ihre fünfundvierzigste Seefahrt. Sie kommt geradeswegs von Kairo, weil sie dort unbedingt die goldene Hochzeit einer Freundin mitfeiern mußte. Wir hören sie gern, wenn sie von ihren Erlebnissen das eine und andere auspackt. Alles in der behaglichen und gezogenen Sprache ihres geliebten Wien, wo man auch heute noch soviel Zeit hat und die Jause noch eben so lange dauert wie vor sechzig Jahren.

Das Schiff ist nur schwach besetzt. Wir sind bei Tisch nicht einmal sechzig. Aber Leben bringen auch diese. Viel junges Volk ist darunter. Die meisten scheinen kaufmännische Angestellte zu sein. Die weibliche Jugend ist überwiegend verlobt, was heutzutage fast zu verwundern.

Viel Spaß habe ich immer, wenn der kleine neunjährige Milton mit seinem dreijährigen Schwesterchen Hellen in den Speisesaal hereinkommt, jeder Zoll schon der selbstbewußte amerikanische Bürger. Er sorgt für alles bei Tisch und steht ebenso selbstbewußt wieder auf, wie er gekommen.

An dem Tisch schräg links werden wissenschaftliche Fragen gewälzt. Aber mehr oder leider im volkstümlichen — wissenschaftlichen Ton. Einige Lehrsätze über die Unmöglichkeit der Erschaffung und eines Fortlebens nach dem Tode dringen zu mir herüber. Sie sind ja nicht allgemeingültiger Art, denn wer sie verkündet mit einer Stimme wie alter Lebertran, ist kein Theologe. Dem müßte man es gründlich verübeln. So ist es ein Arzt, der in früheren Jahren bei den Wilden gewesen.

Was der wohl sagte, wenn ich mich ex cathedra über eine gesetzliche Entfernung des Wurmfortsatzes am Blinddarm (so heißt es doch?) ausließe?

Der Hapag sei Dank, daß sie in den Abendvergnügungen noch keine volkstümlich-wissenschaftlichen Vorträge eingefügt hat. Wir haben nämlich einen äußerst tüchtigen Barbier an Bord. Wenn wir irgendeine Aufklärung wünschen, gehen wir zu ihm. Der Kapitän tut es auch.

★

7.

Wir haben schon einen Tag Verspätung. Wir werden also mit zwei Tagen Verspätung in New York eintreffen. Ich kann nicht sagen, daß ich deshalb böse bin. Denn so schön wie an Bord, kann man es nirgendwo haben. Man hat keine Sorgen, der Tisch ist immer gedeckt, und Musik gibt es auch. Außer der Musik bei Tisch haben wir allein drei Konzertabende gehabt. An das Schaukeln gewöhnt man sich bald; nach der Seekrankheit dient es fast zur Unterhaltung. Es gibt allerdings welche, die auf der ganzen Fahrt nicht von der Seekrankheit loskommen. So wird Fräulein S., unsere Russin, schon krank und steht auf vom besten Essen, wenn sie die Palme auf dem Tisch wackeln sieht. Böse Menschen haben es darum nicht unterlassen, die Palme künstlich zum wackeln zu bringen.

Heute nacht hat es geschneit. Auf dem Deck liegt Schnee, daß man richtig Schneeball spielen könnte. Hin und wieder sind wir in einem Schneetreiben gewesen; die Schiffspfeife ließ dann ihr dumpfes Tuten alle halbe Minute erdröhnen. Unheimlich könnte es einem werden, wüßte man nicht, unter welch sicherer Führung wir fahren. Der große schwarze Pudel auf dem Hinterdeck muß solche Gruselgefühle gehabt haben. Er hörte nicht auf zu bellen und verleitete seine Kollegen, zwei schöne Polizeihunde, in den Nachbarkisten, auch noch dazu. Das Trio hatte jedoch wenig Anklang gefunden. Denn wie ich ganz früh an Deck gehe, wird der schwarze Dirigent gerade wieder aufs Hinterdeck geführt; er hat die Nacht auf dem Vorderdeck Arrest abknurren müssen.

Der Wind pfeift schneidend über Deck und wirft das Schiff von einer Seite auf die andere. Ich bin allein

auf Deck und lasse mich von dem frischen Wind ordentlich umbrausen. Die Hände in den Hosentaschen, stapft der riesige Bootsmann auf und ab oder sieht in das Wetter. Er ist wenig gesprächig. „Bißchen frisch!“ will ich ein Gespräch mit ihm anfangen. „Kein Mensch draußen.“ „Tja“, meint er, „die Damens sinn all ßu nersöß. Die können das nicht ab!“ Es wird ihm zu schwer, hochdeutsch zu sprechen, ich merke es, und er geht die Treppe hinunter. Wir kommen kaum vorwärts. Und wir müssen heute nachmittag noch nach Boston. Dort gehen die ersten Reisenden von Bord. Später als 4 Uhr darf es nicht werden; das lassen die Diensttuenden der amerikanischen Beamten nicht zu. Man sieht also, es gibt nicht bloß im gelobten Lande des Bürokratismus, in Preußen, Dienststunden und Paragraphen. Ich habe auch schon in meinem Leben damit abgeschlossen, es je anders zu finden.

Ich muß eine Pause machen. Sobald ich, wenn auch nur in Gedanken, mit Behörden zu tun habe, vergeht mir alle Freude am Leben. Es arbeitet dann nur noch der Lebenstrieb. Und selbst der nur kümmerlich, ist doch auch der Selbsterhaltungstrieb schon an behördliche Konzessionen gebunden.

*

Es soll Windstärke 11 gewesen sein. Das sah mir zu sehr nach Reisebeschreibungen aus. Ich frage darum unsern Barbier. Er wohnt mir schräg gegenüber. Er ist Familienvater und wird es wissen. Er meint, höchstens Windstärke 7, bei Windstärke 10 würde das Deck dicht gemacht. Ich kann mir allerdings schlecht vorstellen, wie das gemacht wird, glaube es aber, ohne mit der Wimper zu zucken. Er sagte mir auch, daß wir bestimmt um 3 Uhr nach Boston kämen.

Er hat recht behalten. Barbiere haben immer recht. Ich verstehe die Leute gar nicht, die sich immer an Gutachten und Kommissionen halten müssen. Immer die Wissenschaft und immer die Kommissionen. Das Leben selbst hält sich niemals daran, sonst säßen wir noch alle im Urwald.

Von Boston habe ich bis vor kurzem nicht viel gewußt. In der Schule muß ich es überhört haben. Auch bin ich immer ein schwacher Schüler gewesen. Vielleicht war es eher übergroße Gewissenhaftigkeit. Wie darf man von Amerika etwas lernen, ehe man alle russischen Flüsse und Nebenflüsse richtig aussprechen kann! Ich kannte nur ein Kartenspiel Boston. Spielen kann ich es nicht. Im Kartenspiel habe ich es nur zu „Napoleon“ gebracht. Richtig, Whist habe ich mir später mit viel Mühe angequält, fand aber selten einen willigen Partner, weil ich immer verlor, und jetzt habe ich es glücklich wieder vergessen. Vor einigen Tagen fand ich auf unserer Speisekarte als Gang nach Wahl Boston beans, d. h. Bohnen nach Bostoner Art. Von meiner Nachbarin wurde mir, als ich um Aufklärung bat, sofort gesagt, wieviel Kalorien diese Bohnen enthalten — ich habe es wieder vergessen — und daß Boston keine Bohnen-, sondern eine Fabrikstadt, an irgend einer Bucht nördlich von New York sei. Ich habe mir daraufhin das Gericht bestellt: es waren weiße Bohnen mit Speck.

Wie froh bin ich, daß diese Stadt nun vor mir liegt und ich eine verbesserte Vorstellung von ihr bekomme!

Wir hatten eine herrliche Einfahrt. Der Wind hatte wohl etwas nachgelassen. Aber er peitschte die Wellen gegen die Küste, daß sie hoch aufsprangen. Ja, und erst dieser Leuchtturm auf dem Riff! Wie jagten die Wogen gegen die roten Felsen! Wie sprangen sie auf, hoch, daß der weiße Gischt den Turm umfaßte, als wollten sie mit ihm ringen. Nein, sie wollten nur spielen. Was gab es Schöneres, als ihn immer zu necken. Eben hatte er eine gehörige Ladung bekommen und suchte sich zu verpusten, da kam schon ein neuer Spritzer.

Weiter ging es. Da löste sich auch schon ein Tender von irgend einem Schuppen und kam auf uns zu. Es war der amerikanische Arzt. In Uniform. Anders geht es heute scheints selbst in Amerika nicht. Wir wurden in den Speisesaal gerufen. Die Besichtigung war gnädig. Er sah nur eben in unsere treuen Augen, die Häupter

der Lieben wurden gezählt, und als sich keine Vermehrung herausstellte, durften wir wieder an Deck.

Eine zweite Behörde, die Zollbehörde, setzte darauf mit ihrer Tätigkeit ein. Was „naß" war, also Bier und Wein usw., war schon unter Verschluß gebracht worden. So war denn das Frühstück, das diesen Gewaltigen vorgesetzt wurde, leider ganz trocken.

Bald lagen wir am Pier. Neben der amerikanischen Flagge weht die der Hapag. Früher gehörten diese gewaltigen Anlagen der Hapag. Die Amerikaner haben sie — großzügig wie sie einmal sind — während des Krieges an sich genommen und vermieten sie jetzt. So ist mein erster Eindruck von diesem Land eher bitter als freundlich.

Von der Stadt selbst sah ich nichts. Vielleicht hatte ich nicht aufgepaßt, als wir einfuhren; ich hatte erst zu viel Freude an Ufern und Wellen gehabt und dabei ganz mein Mittagsschläfchen, kurz und innig, vergessen.

Um 5 Uhr tutete es. Die Lotsen waren an Bord gekommen. Langsam drehten wir ab vom Pier. Eine Riesen-Lichtreklame leuchtete mir entgegen: Boston Fish Pier, es war das erste Aufleuchten in diesem Lande der Reklame. Es störte mich nicht; ich freue mich am Licht, auch an der Lichtreklame.

Wir fuhren schon in der Bucht. Und nun sah ich die tausend und aber tausend erleuchteten Fenster der Häuser und Riesenhäuser, und dazwischen einen gewaltigen Turm, hell bis zur Spitze. Ein Wolkenkratzer gewiß, aber das Leuchten bis in den dunklen Himmel hinauf, es ist immer wieder der Menschengeist, der hinaufstrebt. Mag er da und dort stark der Materie dienen, mag er selbst vom Mammon erfaßt sein: er dient doch dem Höchsten, und auch der Mammon liegt auf dem Wege zum Licht.

★

8.

Da wären wir also. Wir müssen erst ganz fest auf den Steinboden des Piers aufstampfen, um es wirklich zu glauben. So ganz sicher sind wir immer noch nicht. Im Gefühl oder im Unterbewußtsein oder in der betreffenden wissenschaftlichen Einrichtung unseres Körpers, es ist so gleichgültig, sitzt die Schiffsbewegung einstweilen noch zu fest. Aber die amerikanischen Zöllner sind Wirklichkeiten. Sie reißen uns aus Träumen und Himmeln heraus und hätten selbst für einen hundertprozentigen Amerikaner, der zuerst den Boden seines Landes küssen möchte, kaum etwas anderes übrig, als die nüchterne Aufforderung: Bitte, öffnen Sie Ihre Koffer!

Wer etwa meint, die amerikanischen Zöllner seien harmloser als unsere „Grünen", der irrt sich sehr. Selbst mein Priesterkragen und mein sonst so ehrliches Gesicht machten keinen Eindruck. Er kramte mir meine strammgepackten Sachen so durcheinander, daß ich sie nur mit Mühe und starkem Nachdruck wieder zusammenpressen konnte. Ein Glück, daß ich keine Kisten bei mir hatte.

Die gute Frau Hühne, die ihren ganzen Hausstand mitgebracht hatte, mußte schweren Herzens mit ansehen, wie ihre Riesenkisten von gefühllosen Händen aufgebrochen und durchsucht wurden. Was hilft es da zehnmal zu sagen, es seien alles nur gebrauchte Sachen!

Es ist überhaupt wohl das unangenehmste einer Amerikareise: die Ankunft!

Bei der Ausfahrt war die Heimat mit allem dem bei uns, was sie uns ans Herz wachsen ließ. Langsam löste sich erst der Tender und später das große Schiff vom

Ufer. Als streckte die Heimat noch einmal tausend Hände aus, um uns zu halten ... als sträubte sich selbst die Elbe, uns loszureißen ... und langsam, mühsam zogen die Tender vorne den Riesen vom Land, ehe sie ihn der eigenen Kraft überließen. Und lange noch sahen wir das Winken der Tücher und Hände ... und glaubten noch die letzten Abschiedsgrüße zu hören ... und selbst vom Lande aus winkten unbekannte Menschen uns zu .. von den Landungsstellen der kleinen Dampfer ... von den Terrassen in Blankenese ...

Wie so anders ist die Ankunft!

Ein paar Hafenarbeiter stehen am schwarzgrauen Pier. Sie haben schon lange auf den langweiligen Dampfer gewartet, Hände in den Taschen, die Schultern zusammengezogen. Jetzt endlich, schon setzt die Dunkelheit ein, da kommt er an.

Und wo sind die Freunde und guten Bekannten, die uns erwarten sollen? Wir suchen scharf durch den Winternebel zu sehen. Da vielleicht ein Winken und dort irgend jemand, dem es durch ein freundliches Wort oder Gesicht oder sonstwie gelungen, nach vorne zu kommen. Alle andern bleiben schön zurück, da hinter dem Mann mit der Dienstmütze, der die Landungskarte abnehmen muß — welch harter Beruf!

Die Ängste aber erst, die eine Frau oder ein junges Mädchen auszustehen hat! Denn wird sie nicht abgeholt, was dann? Man hat ihr bei der Paßkontrolle eine Karte mit den großen Buchstaben T. A. angeheftet. Travellers Aid heißt das, und die Dame der Travellers Aid Society (Reisehilfe-Verein) soll sich ihrer annehmen und sie zu einem der Hauptbahnhöfe schaffen, wenn sie weiterreisen muß. Gewiß hat man strenge Vorschriften für weibliche Reisende nur aus Notwendigkeit schaffen müssen. Auch wenn gar manche ohne viel Zeremonie bei der Landung einfach getraut wurden, sieht das eher nach Härte aus als nach Schutz. Trotzdem sind diese Bestimmungen gut. Man braucht sich nur unter den eigenen Mitreisenden und erst recht bei den Reisenden

dritter Klasse umgesehen zu haben, und man wird es eher bedauern, wenn sie eines Tages fortfallen würden. Dies gilt selbst für die so gefürchtete Träneninsel Ellis Island. Heute gehört Deutschland ja zu den „bevorzugten Nationen“, deren Auswanderer, auch die der dritten Klasse, sofort landen dürfen. Nur verdächtige deutsche Reisende müßten auch heute noch mit der Einrichtung dieser Insel nähere Bekanntschaft machen.

Die Bräute von der Thuringia gelangten ohne Trauung an Land; sie hatten vorsichtigerweise ihre Verlobten in der Heimat zurückgelassen oder reisten wie alle andern zu guten Freunden. Mögen sie alle ohne Havarie in ihrem Glückshafen landen!

Oft hat auch hierbei der St. Raphaels-Verein mitwirken müssen. Bei der Ankunft jedes Überseers aus Deutschland findet sich sein Vertrauensmann am Pier ein, holt die angemeldeten Reisenden ab und hilft ihnen in ihren vielerlei Nöten. Seit dreißig Jahren tut Herr B. Friedrich diesen verantwortungsvollen Dienst. Nur eines hat er in allen diesen Jahren noch nicht fertig gebracht: sich zu teilen, wenn zwei Schiffe zu gleicher Zeit eintreffen oder zehn Menschen auf einmal zu helfen. Trüge er auch nicht die Mütze mit den goldenen Buchstaben, ich hätte ihn doch in dem Wirrwarr erkannt: so helfen kann nur einer, dem Hilfe zu Liebe geworden, der nicht leben kann, ohne zu helfen.

Die Zollkontrolle ist gründlich. Geht es so weiter, dann sind die letzten vor einer Stunde nicht fertig. Bei uns in ...

Ein letzter Abschied von den Mitreisenden. Zwölf Tage lang haben wir Leid und Freud, Seekrankheit, Konzert und Kino miteinander geteilt. Erst war es nur ein Beobachten, ein Tasten gewesen. Dann aber hatten sich passende Gruppen bald zusammengefunden. Und nun heißt es wieder, sich trennen, und zu einer leeren Redensart wird das schöne: Auf Wiedersehen! Ich sage es keinem. Ich drücke nur jedem noch einmal die Hand und sage das süddeutsche „Behüt Sie Gott!“ Mehr

kann man keinem in diesem großen Land wünschen. Und ich fühle es an mir selber: es ist das notwendigste.

Nun haben wir die letzte Kontrolle verlassen. Es geht die Treppen hinunter. Wir stehen wirklich auf Land. Land ist es nicht, Stein ist es, hart vielleicht wie alles in diesem Land. Vielleicht. Wir haben uns daran gewöhnt, in diesem Land nur die große kalte Berechnung zu sehen. Immer nur der Dollar und sonst nichts! Shylock der Welt. Ob das wohl wahr ist?

Es hat geschneit. Fußhoch liegt der Schnee. Ich bin nicht entsetzt, daß man ihn noch nicht weggekehrt hat. Ich sage nicht einmal: bei uns käme so etwas nicht vor. Unsere Polizei usw. Ich bin froh, daß der Schnee noch liegen geblieben. So weich ist die Decke, und ist sie auch nicht gleichmäßig weiß — sie deckt so vieles zu. Wie schön, hätten wir oft eine so weiche barmherzige Decke!

Es ist dunkel geworden. Es ist kein Lichtermeer, wo wir abfahren; wir können gerade so viel sehen, daß wir nicht neben die Stufe am Auto treten. Ich lehne mich tief zurück. Ich sehe nicht durch die Fenster, ich will gar nicht sehen, ob die Häuser groß oder klein, hell oder rot oder grau sind. Auch nicht, ob die Wagen der Elektrischen grün oder gelb gestrichen. Ich fühle nur das eine: ich bin in einem jungen, großen Lande . . . und es ist mir, als käme Jugend und Kraft mir entgegen . . . als säßen sie bei mir und teilten mir mit . . .

Ob ich die Freiheitsstatue am Hafeneingang gar nicht gesehen? Doch. Ich hatte sogar auf sie gewartet — warten wir nicht alle auf Freiheit und Glück? Dann war mir das Warten langweilig geworden; viel zu langsam fuhr uns das Schiff — es fährt immer zu langsam. Ich war zu den andern hinuntergegangen, sie saßen beim Abschiedstee. Es muß wohl so sein: man soll auf die Freiheit nicht warten. Im tiefsten Grunde binden wir uns immer selber.

Auf einmal heißt es: die Freiheitsstatue!

Als ich an Deck kam, fuhren wir gerade an ihr

vorbei. Vorbei wie so oft an Freiheit und Glück, und wissen es erst, wenn es eben entschwunden.

Bis in den Kopf könne man hinaufsteigen, so groß sei sie? — Der Kopf hilft mir wenig. Kann ich nicht ganz hoch bis in die Spitze der Fackel hinein, dann bleibe ich unten.

Sie ist gewaltig, die Freiheit. Sie ist es immer, wer könnte sie fassen und halten! Wir müßten groß sein wie sie. Aber wir sind Stäublein und vergebens recken wir unsere Arme nach ihrer heiligen Fackel. Heilig ist sie. Sie hat sie von oben, und das macht sie stark. Hoch über alles Erdhafte und Kleine schwingt sie ihr Himmelsgeschenk wieder nach oben.

★

New York, 8. Dezember

9.

Mitternacht ist vorbei. Es ist ganz still im Leohaus. Mein Zimmer liegt nach hinten. Vorne mögen noch Autos vorbeijagen, mag noch die Elektrische schleichen, ich höre sie nicht in meinem Zimmer. Nur durch die Tür zum Nachbarzimmer dringen ab und zu Töne — hoffentlich wacht der Schläfer nicht selbst davon auf!

Es litt mich nicht länger im Hause. Nicht als wäre ich überaus neugierig gewesen. Nein, auf meinen Reisen habe ich herausgefunden, daß sich eine fremde Stadt immer am besten am Abend zeigt. Da verschwindet der Kleinkram, den menschliche Nörgelsucht — vielleicht ist es nur meine — immer zuerst sieht. Man ist gerechter — ich bin es wenigstens, — der Abend und die Nacht gleichen aus, was Tag und Sonne allzu scharf hervortreten lassen. Auch habe ich dann die Straßen mehr für mich. Ich renne keine Leute an und werde auch nicht gleich weitergestoßen, will ich z. B. auf den Witz eines drolligen Erkers eingehen oder die fröhlichen Überschneidungen von ein paar Dächern und Giebeln mitspringen. Selbst für die Schaufenster habe ich am Abend mehr Ruhe. Schon deshalb, weil die meisten dann nicht beleuchtet sind, und so im Gehen nicht aufhalten.

Ich bleibe gewöhnlich an den Zigarrenladen stehen. Nicht als wäre ich ein leidenschaftlicher Raucher. Sondern bloß wegen der so reichhaltigen Auswahl an Sorten (Fehlfarben eingeschlossen), Größen und Preisen, und hauptsächlich wegen der wundervollen Bezeichnungen und Packungen. Alles das zu lesen, zu vergleichen und auswendig zu lernen, ist so nervenabspannend, so lustig und so erholsam. Es ist fast so mildtätig und ausgleichend

wie angeln. Ich denke es mir wenigstens so. Ich selber habe bloß einmal im Leben geangelt. Mag es nun sein, der Angelstock war zu kurz oder der Angelhaken zu lang, oder alle angelbaren Fische waren gerade vorher geangelt — kurz, nach einer guten Stunde gab ich das Angeln als Nahrungszweig auf — nervös war ich damals noch nicht. Ich verkaufte mein gesamtes Angelgerät für fünf Pfennig an Bruder Berni und gab ihm noch die Regenwürmer dazu. Er hatte mehr Glück, indem er alles an Fietje Fischer für zehn Pfennig weiter verkaufte.

*

Ich wüßte nicht, daß ich mir in meinem Leben schon einmal ein Kursbuch gekauft hätte. Lieber möchte ich einen Zug verpassen. Aber das ist gar nicht nötig. Es gibt zu viele Menschen, die nichts lieber tun, als in einem gelben oder rotem Kursbuch wühlen. An die wende ich mich dann; sie freuen sich so. Oder ich wende mich an die „unverbindlich" arbeitende Auskunft der Reichsbahn. Ich tu das schon deshalb, damit diese so menschenfreundliche Einrichtung nicht dem Beamtenabbau verfällt. Bedauert habe ich immer nur, daß man in dieser Auskunft nirgendwo einen kleinen Stadtplan bekommt, wenn ich ihn für meine Abendausflüge auch kaum brauchte. Denn die müssen planlos sein. Schon um Menschen die Freude zu machen, mich Irrgegangenen wieder auf den rechten Weg bringen zu dürfen.

Nichts ist leichter, als sich im eigentlichen New York zurecht zu finden. Ich habe die Erklärung hierfür so oft auf der Thuringia gehört, daß ich mich schämen müßte, es jetzt anders zu sagen.

Also: in der 23. Straße (Querstraße) westlich der 5. Avenue (Längsstraße) liegt unser Leohaus. Einen Hausschlüssel brauche ich nicht, die Nachtwache wird schon öffnen.

Ein paar Schritte nach rechts, und ich bin auf der 8. Avenue, einer dieser endlosen Längsadern der Stadt. Ich wende mich nach rechts. Recht holperig ist sie.

Kein Schnee ist gekehrt, kein Sand ist gestreut, und in jedem Rinnstein, den ich quere, liegt ein dickes Eisenrohr: manchmal ist es auch abgedeckt. Es wird an dieser Stelle gebaut. Ich freue mich immer, wenn gebaut wird. Aber vielleicht geht es sich nach der andern Richtung hin besser.

Auch da liegen die Rohre frei, der Fußsteig ist fast ganz mit Brettern gedeckt. Wird etwa eine Sielleitung oder ein neuer Kabel gelegt? Ich trete an eine der großen Öffnungen . . . Ich schrecke zurück. Tief unten, mindestens 15 Meter, sind, ich weiß nicht wie, viele Menschen an der Arbeit. In ihrer ganzen Breite ist die breite Straße unterhöhlt. Oben rummeln die schweren Lastautos, es sausen die Wagen, und die Elektrische schlendert daher, manchmal mit einer Verbeugung, da wo die Straße eingesunken mitsamt dem Geleise — immer nur weiter, immer nur vorwärts.

Da unten knirschen die Bagger und rollen die Wagen dahin und dorthin. Die elektrischen Sprengmeißel knattern, Stück für Stück müssen sie von dem Felsgrund lossprengen, auf dem die Stadt größtenteils steht. So bohrt und wühlt und treibt man sich Fuß um Fuß weiter, bis endlich die Bahn für eine neue Untergrund (Subway) geschaffen, die wievielte mag es sein? Auch Berlin hat seine unterirdischen Bahnen, die Geschäftsstadt von Hamburg hat auch davon ein Stück, Paris und London kennen sie längst — was hier in der 8. Avenue überwältigen muß, ist der unbeugsame Wille, auch die härtesten Widerstände zu brechen. Es gibt einfach keine Hindernisse, wo der Plan durchgeführt werden muß. Ist das vielleicht das Geheimnis dieses Landes? Dann könnten auch wir Alten noch einmal anfangen zu lernen.

Weiter ging ich diese unterwühlte Straße hinauf, immer über Brettern, unter mir Schritt für Schritt hohles Rollen und Donnern.

Pennsylvania Station. So oft hatte ich schon den Namen gelesen. Nun stand ich davor. Es war nicht der Haupteingang. Ich trat ein und stand plötzlich

mitten im Nachtverkehr. Unter der Straßenhöhe, an verschiedenen Seiten und Tiefen liegen die zwanzig und dreißig Tracks, die Abfahrtstellen der Züge. In der Mitte des hohen Baues liegt die Auskunft — Information. Man fällt fast darüber. Man braucht nicht erst eine wandelnde Auskunft, um die Auskunft zu finden, wie in Hamburg (man kann hier auch jeden andern deutschen Bahnhof einsetzen).

Man findet auch leicht seinen Track. Die Wände sind nicht durch grelle Reklamen verschmiert (wie in Hamburg usw.). Die Reisenden auf diesen Verkehrsknotenpunkten dürfen nicht durch allen möglichen Kram unruhig und unsicher gemacht werden. Alles muß klar sein, übersichtlich, einfach.

Ich könnte einen ganzen Tag hier unten bleiben, nur sehen, immer nur sehen. Es ist auch so mollig hier unten. Kein Durchzug, kein schwarzer oder gelber Rauch, kein grelles Pfeifen, kein Rumoren von Lokomotiven und Güterzügen, kein Gebell von Zei—tung, Zi—gar—ren, Ziga—rett—ten, Si—essta, Ba—naaa—nen — usw. Eine Welt für sich. Fast ein Kurort.

Ungern gehe ich durch die hohe taghelle Halle dem Haupteingang zu.

Wieder bin ich draußen. Und nun umfängt mich wirklich New York. Die Stadt mit den Riesenbauten und der Pracht ihrer freudig erleuchteten Straßen. Ich rechte nicht damit, ist es Geschäft, ist es Reklame? Ich zähle auch nicht, sind die Häuser zehn oder zwanzig oder dreißig Stockwerke hoch? Ich sehe nur die gewaltigen Umrisse, nur die stolz aufstrebenden Senkrechten, die straffgehaltenen Massen, das Aufwärts des Geistes, dem die Grenzen zu eng geworden, die fast übermenschliche Kraft, die Tiefen und Höhen gleich überwindet. Ich freue mich — o, ich habe mich selten im Leben so rein an der Kraft gefreut, die Gott dem Menschen gegeben.

Was ist dagegen die Überwindung der Berge, was selbst, daß er sich die Gewalten von Feuer und Wasser

zu Dienern gezwungen! Hier zeigt er, daß sie alle in seine Hände gegeben.

Ein Riesenbau reiht sich am andern. Hier das maßlose Pennsylvania-Hotel, drei himmelstürmende Blocks zusammengeschmiedet. Wieviel tausend Zimmer es hält, ist so gleichgültig. Gleichgültig auch die Ausstattung, mag sie prunkhaft sein oder ärmlich. Aber daß es ein Mensch war, der dies Geflimmer von Fenstern ersann, der sie durch Straßen und Treppen und Gänge miteinander verband, daß *ein* Geist, der Geist *eines* Menschen, es war, der das Tausendfache der Kleinigkeiten in sich trug und das eine Große gebar, das hebt hinauf. O, ganz oben, auf der höchsten Spitze möchte ich anbeten und danken!

Und weiter die Straße hinauf. Da wo das himmelhohe und doch so zierliche Times-Gebäude als Ausläufer zweier Riesenstraßen in den *Broadway* lächelnd hineinsieht, *Broadway* — ja, er ist es, *the great white way*, der große weiße Weg.

Licht seh ich und nichts als Licht. Wie ein Märchenzauber flimmert die Straße! Sind es Menschen, sind es Wesen einer andern Welt, was ist es, das hier auf und ab wogt? Ich weiß nicht, suchen sie Freude, treibt sie die Not, sind sie glücklich, gleichgültig oder elend, soll das Licht sie locken oder suchen sie selbst den Taumel? Ich sehe nur das eine: Bewegung ist alles. Leben. Leben ist es, Leben, Gotteskraft pulst auch hier, Leben von seinem Leben.

Sie haben dich Steinwüste genannt, du Stadt der Kraft. Wüste ist nur dort, wo der Tod wohnt. Hier aber ist Kampf wider den Tod. Kampf. Und darum hab ich dich lieb.

★

New York, 8. Dezember

10.

Es ist ein Elend: nun habe ich gleich schon heute den ersten getroffen, der zum „Studieren" hierhergekommen.

Ob ich auch, und was ich studierte?

Ich hätte das früher einmal getan, als ich noch jung war; jetzt wäre ich zu alt dazu und zu hoffnungslos. Was er denn studiere? Und was dabei überhaupt herauskäme?

Er wäre . . .

Natürlich war er von irgend einer Behörde, sagen wir von der deutschen Reichsluft; das deckt am besten alle Begriffe. Natürlich war auch sein unmittelbarer Vorgesetzter (Chef) nicht ganz mit seiner Reise einverstanden gewesen. Einmal könne man in Amerika nichts lernen, es sei ein zu junges Land, so hätte er gesagt und dann hätten *wir* 7000 — sagen wir — Luftlöcher, während die Vereinigten Staaten nur 5000 hätten. Übrigens sei ein Luftloch genau wie das andere, was man da denn lernen wolle . . .! Ich habe den starken Verdacht, — ich kann mir nicht helfen — der gestrenge Herr unmittelbarer Vorgesetzter (Chef) kommt nächstes Jahr selbst angerollt. Es darf doch nicht angehen, daß ein Subalterner — das gibt es noch — mehr wüßte als sein Chef (unmittelbarer Vorgesetzter). Auch wird er unbedingt die 5000 Luftlöcher in den Vereinigten Staaten nachzählen müssen.

Einstweilen hat mein Student den Vorsprung. Er wird — natürlich wird er das — die Ergebnisse seiner Studienreise in Wort und Schrift verwerten. Er wird in den Fachblättern für obere und für untere Luftbeamte und — voraussichtlich — auch in denen der Luftangestellten

einschlägige Aufsätze veröffentlichen. Er wird den Briefkasten über amerikanische Luftverhältnisse übernehmen. Er wird wissenschaftlicher Mitarbeiter in Luft beim Berliner Tageblatt, bei der F. Z., K. Z. und den M. N. N. werden. Er hat auch schon eine neueste Aufnahme machen lassen. Er weiß nur noch nicht, ob für die Berliner Illustrierte oder für die Woche (sie habe nicht mehr die Bedeutung wie früher). Er sieht sich schon in einer von beiden — vielleicht auch in beiden; denn er hat zwei Aufnahmen: die eine mehr Profil. Und er liest sich: Oberluftinspektor Nordreicher, der soeben von einer Luftstudienreise in den Vereinigten Staaten zurückgekehrt ist.

Ja, und nun erst die Vorträge!

Zwei große Rollen — sooo dick sind sie — hat er schon. Es sind alles Plakate, wie sie ihm für seine Zwecke von der amerikanischen Luftbehörde in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt worden. Es sei geradezu fa—bel—haft, was die Amerikaner darin leisteten. Er sei fest überzeugt, er werde drüben damit großen Eindruck machen.

Ich erlaubte mir, anderer Meinung zu sein, und es kribbelte ordentlich in mir, sie ihm zu sagen.

Ich erzählte ihm von einer Studienkommission — ohne Kommission geht es nicht — in unser Nachbarland Dänemark. Jedermann weiß, auch ohne Gelehrter zu sein, daß die Dänen uns in der Landwirtschaft etwas oder ziemlich voraus sind. So haben sie es erreicht, daß der Verbutterungskoeffizient — hoffentlich habe ich das Ding richtig behalten! — ein halbes Prozent höher ist als bei uns. Leider hatten die Dänen es unterlassen, genaue statistische Tabellen darüber zu führen. Da man aber die deutschen Kühe nicht ohne solche Unterlagen zu einem stärkeren Butterertrag veranlassen kann, sah sich unsere Studienkommission gezwungen, unbefriedigt nach Hause zurückzukehren.

Wir sind trotz aller Studienkommissionen und Studienreisen noch nichts weiter gekommen. Wir wollen nicht lernen, wir wollen immer nur lehren. Aus dem „Germania docet" — Deutschland lehrt — ist längst ein „Deutschland schulmeistert" geworden.

Ich habe wirklich Pech. Auch der zweite Mensch, den ich kennen lerne, ist hier, um zu studieren. Bei jeder Mahlzeit auf einen neuen Menschen zu stoßen, der zum Studieren irgend eines Problems (Problem ist alles) hierhergekommen, dürfte auf die Dauer zuviel werden.

Kurz, die Dame studiert Reklame. Sie ist auch keine einfache, gut bürgerliche Sie. Grafen, Fürsten, Prinzen und Königinnen ziehen hier am besten. Das war schon immer so, und darum hat die Firma, für die sie arbeitet, sie, die Baronin von Bocksberg, für die Studienreise ausgewählt. Nun zieht sie mit ihrer Mappe jeden Morgen und jeden Mittag los, um zu arbeiten. Ich stelle mir das so vor: 1. Kapitel Straßenreklame, und sie schreibt und malt alle die Seifen und Zigaretten ab, die sie findet. 2. Kapitel Eisenbahnreklame — nein, das stimmt nicht, denn die Bahnhofsreklame im Reich vergibt nur die Reichsbahn und nicht etwa irgend so eine Firma. Also: 2. Kapitel Zeitschriftenreklame. Aber dazu braucht man keine Dame nach Amerika zu schicken; die amerikanischen Zeitungen kann man auch bei uns haben. Also: 2. Kapitel L i c h t r e k l a m e. Ich denke an das farbige Flimmern und Flackern gestern nacht auf dem Broadway. — Nein, es wäre ein Jammer, das was hier bodenständig ist, einfach nach drüben zu verpflanzen, die Namen eben zu ändern, und es dann als eigenstes Erzeugnis gar noch gesetzlich schützen zu lassen. Sind wir Deutschen denn wirklich so arm, daß wir alles nachmachen müssen? Als wären wir nur dazu da, andern ihre Geheimnisse abzustehlen und sie dann etwas verändert (verbessert!) billiger auf den Markt zu werfen? Daß wir in der Reklame etwas lernen können, ist klar.

Ein neuer Einfall taucht auf, er war nicht einmal etwas Besonderes, er war nur ein Zeichen für die Einschätzung volkstümlicher Geistesarmut: die g u t e

Massary. Was gab es da nicht gleich, was alles gut mit dem Strich war!

Ich mag nicht mehr an Studienreisen und Nachahmungen denken. Ich will lieber ein Stück Leben sehen, nicht bloß sehen: mitleben. Ich steige die Treppe zur Elevated (Hochbahn) hinauf. Sie hat gleich beim Leohaus in der 23. Straße ihre Haltestelle. Fahrscheine gibt es nicht. Ich werfe mein 5 Centsstück in den Kasten, drücke gegen das Drehkreuz und bin auf dem Bahnsteig. An 30 Kilometer kann man für 5 Cents fahren, fast bis ans Ende der Stadt. Ich will nur bis Barclay Street. Dort hat Herr Joseph Schaefer, der Vizepräsident des Vorstandes vom Leohaus, seine Buchhandlung.

Vor bald sechzig Jahren kam er aus dem Rheinland hierher. Jetzt ist er ein eisgrauer Mann. Aber wenn man ihn in seinem kleinen Kontor sitzen sieht, weiß man: dieser Mann ist ein Deutscher geblieben.

*

Endlich saßen wir beide uns gegenüber. Diesen Mann einmal kennen zu lernen, war mir ein größerer Wunsch gewesen, als Präsident Coolidge die Hand drücken zu dürfen. Cahensly's bester Freund, als er den St. Raphaels-Verein in Amerika einführte. Und sein bester Verteidiger, als Böswilligkeit und übertriebener Nationalismus Cahensly's Namen in den Staub zogen. Er hat treu zu ihm und zu seinem Werke alle die Jahrzehnte gehalten, und was an Einwandererfürsorge für katholische Deutsche in New York geschehen, ist zum größten Teil seiner Begeisterung und Zähigkeit zu verdanken.

Und er erzählt mir, wie er als blutjunger „Schulmeister" hierhergekommen, wie er schwere Jahre zu Anfang durchgemacht, und wie er sich nach langem Ringen sein Geschäft aufgebaut habe. Jetzt zählt es mit zu den angesehensten kath. Buch- und Devotionalienhandlungen in dieser kirchlichen Straße. Paternosterstraße heißt sie im Volksmund nach den vielen kirchlichen Buch- und Kunsthandlungen, eine liegt neben der andern.

Dann fragt er nach unsern Plänen in Deutschland. Und ich berichte ihm von unserm neuen Raphaelsheim und danke ihm noch einmal für alle seine Mithilfe an diesem Werk.

Joseph Schaefer ist keiner von den großen Deutschen geworden. Klein, blutarm gingen sie hinüber und scharrten und wagten und gewannen, und änderten ihren ehrlichen deutschen Namen, und kaum einer weiß heute, daß sie deutschem Stamme entsprossen. An ihrem Wesen ist weder die Welt noch eine Gasse genesen.

Dieser einfache Mann bedeutet mir mehr als die alle und mögen sie zehnmal Astor heißen. Nicht deshalb, weil er sich mit deutschem Fleiß durchrang; das tun heute noch tausende wie er. Auch nicht, weil er seinen deutschen Namen behielt; hunderttausende tun das und lange nicht alle zur deutschen Ehre. Auch nicht, weil er als deutscher Einwanderer Not kannte; die kennen sie alle und haben sie doch bald wieder vergessen. Sondern weil er sie sechzig Jahre hindurch mitlebte und mit deutscher Frömmigkeit half.

*

Es war dunkel geworden, wie ich wieder die Straße betrat. Durch den leichtblauen Nebel schoben sich die Menschen den Haltestellen der Hochbahn zu. Ich will noch eben eine andere Haltestelle besuchen. In der Barclay-Straße, dem Geschäft des Herrn Schaefer schräg gegenüber, liegt die St. Peters-Kirche, die älteste kath. Kirche von New York sagt man mir. Eine „Sehenswürdigkeit ist sie sonst nicht — Renaissance, wie so viele Bauten in den Ländern ohne den hellen italienischen Himmel und seine helle Kultur. Es stört mich nicht weiter. Von einem jungen Lande kann man keine Bauwerke eigener Kultur verlangen wie etwa von Deutschland.

„Mariä Unbefleckte Empfängnis" ist heute. Kein gebotener Festtag. Und doch ist die Kirche von Betern voll. Es ist auch keine Abendandacht, zu der sie sich sammeln könnten denn es ist ein beständiges Kommen

und Gehen. Es kennt kaum einer den anderen, denn sie kommen einzeln und gehen so wieder. Es ist eine andächtige Kirche. Sie hat so recht das geheimnisvolle Dunkel, das die Stimmung zum Beten anregt.

Ich sage es ganz offen — ich habe nicht viel gebetet. Ich habe mich nur immer gewundert. Draußen braust das Leben vorbei, leeren sich die Kontore, drängt es aus den Riesenhäusern hinaus, heimwärts zu, immer nach Hause. — Und diese Kirche, wie eine vergessene Blume im Urwald, wird von Betern nicht leer. Sind es Geschäftsherren? Sind es Angestellte? Bürofräulein, die sich tagsüber an der Schreibmaschine müde gearbeitet? Müde sind sie alle. Es dürfte kaum ein Leben sein, das diese Großstadt nicht vor der Zeit aufreibt. Und sie kommen doch, hunderte und hunderte, um sich nach ihrem Tagwerk noch einmal zu sammeln, ehe sie ihren Körper davon ausruhen lassen.

Und ich fragte mich nur: ob auch bei uns daheim ...?

Und ich bangte um die Antwort und konnte nicht beten.

☆

11.

Ich gehöre nicht zu den Menschen, die mit Baedecker reisen. Ich lasse mir nicht gern Vorschriften machen über das, was ich sehen muß, unbedingt und ganz unbedingt sehen muß. Lieber lasse ich mich für ungebildet oder ganz ungebildet ansehen, wenn ich bekennen muß, ich hätte dies oder das nicht gesehen. Ich lese darum auch keine Führer als nur solche, die ich zur Besprechung für unsern St. Raphaelsverein lesen muß. Die lese ich aber ganz und weiß darum, daß die meisten nichts taugen. Ob sie nicht gelehrt genug geschrieben? Ich las erst kürzlich einen — mußte ihn lesen — über die Vereinigten Staaten. Er war einfach gräßlich gelehrt. Ein Auswanderer allein könnte ihn unmöglich verstehen. Es hätten mindestens drei Mann wie beim Skat sein müssen. Es ist einem Auswanderer so gleichgültig — es ist das mir schon — welcher Formation die und die Gebirge entstammen, und was die großen Seen vor Millionen von Jahren gewesen sein könnten. Was der Auswanderer wissen will und wissen muß, ist, wie es ihm bei der Landung ergeht, was er zu tun hat, um Arbeit zu bekommen, und wieviel er als Maurer oder Tischler verdient, und ob er und wie er in die Gewerkschaften (Union) hineinkommt.

Dies gelehrte Buch hat mich so heilsam von weitern abgeschreckt, daß ich auf der Überfahrt um die Schiffsbücherei jedesmal einen Bogen herumging.

Ich hatte mir für die zwölf Tage Überfahrt nur ein Buch mitgenommen: Don Quichote (Ausgabe für das reifere Alter). Es ist ein gutes Buch. Ich bin allerdings bloß bis auf Seite 87 gekommen, aber ich kann es bestens empfehlen. Es ist so gesund. Ich möchte

es jedem anraten, der in irgend ein Land reist, um es zu studieren.

Ich habe es mir angewöhnt, bei der Ankunft in einer fremden Stadt zuerst zu einem Papierladen zu gehen. Dort studiere ich im Schaufenster sämtliche Ansichtskarten. Ich könnte das schon auf dem Bahnhof tun. Ich habe aber herausgefunden, daß die Ansichtskarten dort durchweg nichts taugen. Sie sind teuer und auf Kaufzwang berechnet.

Am liebsten sind mir die Künstlerpostkarten, weil sie meistens das Ding von einer bestimmten Seite besehen.

Ich habe mir von New York ein Dutzend Karten ausgesucht. Das reicht einstweilen, weil ich für jedes Bild das richtige Licht haben muß. So will ich den Broadway nicht im Sonnenlicht sehen; er wirkt dann langweilig, das weiß ich im voraus. Aber im Frost, wenn die Laternen den hellen blauen Nebel ablösen wollen, dann muß er schön sein.

Heute wollte ich überhaupt nichts sehen. Ich fuhr planlos mit der Hochbahn. Ich wollte nur fahren, soweit man für 5 Cents eben fahren kann.

Nirgends sieht man mehr als auf der Hochbahn. Alle Minute hält der Zug. Es ist ein ewiges Einsteigen und Aussteigen. Und nun erst hier, wo alle Farben und Nationen zusammentreffen. Besonders fallen mir die vielen Neger auf. Merkwürdig: an dem Neger im Winterüberzieher neuester Farbe und im weichen grauen Hut kann ich nichts finden. Die farbigen jungen und alten Damen nach neuester Mode kommen mir vor wie wandelnde Widersprüche. Oder hat man sich bei den Weißen schon so sehr an diese Widersprüche gewöhnt?

Zwischen den Haltestellen bleibt noch soviel Zeit übrig, die Reklamen an den Wänden der Wagen zu lesen. Ich tu das immer ganz gewissenhaft. Ich kenne zwar keine der anzeigenden Firmen, ich lese sie nur, weil sie das erwarten, und um ihnen Freude zu machen. Ich freue mich ja selbst immer, wenn mir jemand erzählt, er habe da und dort etwas vom St. Raphaelsverein

oder von unserer schönen Maris-Stella-Kapelle oder von unserm neuen Raphaelsheim (Zimmer von 3,50 RM an) in Hamburg gelesen.

Ich habe auch immer aus den Reklamen und den Plakaten gelernt. So jetzt wieder.

Ich sehe an der Stirnwand des Wagens auf blendendem Weiß ein paar blanke und ein paar ungeputzte Schuhe. Und ich bin der Home shoe polish-Gesellschaft sehr dankbar für die Belehrung: Unshined shoes look twice the size (Ungewichste Schuhe sehen doppelt so groß aus). Ich nehme mir fest vor, nie ohne blanke Schuhe auszugehen. Und weil es in einem New Yorker Haus oder Hotel keinen Hausdiener gibt, der die Schuhe putzt, werde ich mir sofort Schuhbürsten kaufen, ja, und aus Dankbarkeit eine Dose Wichse Home Polish; sie kostet nur 10 Cents, die kleinere Dose nur fünf Cents.

Barbasol: Gewiß, ich werde mir irgendwo Barbasol kaufen.

Was Barbasol ist? — Eine Rasierkreme. Aber keine gewöhnliche, wie die sonst angezeigten. Barbasol makes a man wish he had two chins. Barbasol ist so vorzüglich, daß jeder Mann wünschen muß, er hätte zwei Kinne. Ich muß das ausprobieren.

Honig habe ich schon immer gern gegessen. Meine gute Mutter sagte, Honig sei gut für die Stimme. Von jetzt an werde ich es mir zur Pflicht machen, Honig zu essen. Wie sollte ich es nicht? Lese ich doch die ernste Mahnung: „Mein Sohn, iß Honig, er tut deiner Seele gut und ist gesund für deine Glieder.“

Ja, und sofort werde ich mir Gummischuhe zulegen. Denn „über nasses Wetter klagen, macht es nicht trocken, aber wenn Sie Gummischuhe tragen, werden Sie, wohin Sie auch gehen, warme trockene Füße haben und saubere trockene Schuhe.“ Aber ich werde sehen, Ball-Band zu bekommen. Weil nämlich schon zwei Generationen hindurch Millionen von Menschen immer auf das Firmenzeichen, den roten Ball, geachtet haben.

Es ist gar nicht zu sagen, was ich heute noch alles gelernt hätte. Aber plötzlich wurde der Wagen so unheimlich leer, daß ich dem Herdentrieb folgte und auch ausstieg. Ich hatte in meinen Betrachtungen die Aufforderung auszusteigen ganz überhört. Nur daß wir zuletzt an Barclay-Straße gehalten hatten, wußte ich noch. Wir mußten also in der Nähe vom Broadway sein.

So war es auch. Ich war auf einem weiten Platz. Vor mir lag der Hafen im Nachmittagslicht. Nur ein Streifen davon war zu sehen, soviel wie die großen Bauten zu beiden Seiten des Platzes eben freiließen. Links, das mußte ein Behördenbau sein. Derartiges verleugnet sich nie. Zollbehörde hörte ich später.

Hier also fing der berühmte Broadway an, the great white way, die Lichtstraße der Stadt.

Gleich zu Anfang grüßten zwei deutsche Schiffsflaggen. Die Vertretungen des Norddeutschen Lloyds und der Hamburg-Amerika Linie haben hier ihre Büros.

Ich besuchte sie beide. Sie geben in Ausdehnung und Pracht ihren Haupthäusern in Bremen und Hamburg wenig nach. Erst hier habe ich ihre Bedeutung für die Weltschiffahrt voll empfunden und freute mich wie über meine eigene Sache, daß sie an der Spitze dieser Weltstraße ihr amerikanisches Heim haben.

Nicht weit davon ist der Riesenprachtbau der Cunard-Linie. Es mag sein, daß es noch prunkvollere Büroräume gibt, es scheint mir kaum möglich. Denn was in Architektur und Kunst an andern Orten zerstreut liegt, das scheint hier an einem Platz vereinigt zu sein. Römische Thermen glaubte ich hier wieder zu finden, und dazu Mosaiken und Riesenfresken, wie nur das Rom prachtliebender Kaiser und Päpste sie bietet. Das Wort, unsere Zeit sei klein und nur Epigonenwerk bringe sie fertig, muß hier umgedeutet werden. Diese Zusammenfassung von soviel Gewaltigem kann nicht im Geist eines Epigonen entstehen. Er würde es auch geschaffen haben, hätte er keine Vorbilder gehabt.

Wird es dunkler?

Nein, ich steh jetzt mitten in dem Wolkenkratzerviertel der Weltstadt.

Es kann doch nur häßlich sein, hohe und höhere Wände, kein Dach, fast kein Ende?

Ich muß einmal an einem Sonntag hierhergehen und sehen, wenn das ganze Geschäftsleben ruht, wenn kaum ein Auto hier durchfährt, und nur jemand aus den Seitenstraßen oder jemand aus den Hauswartfamilien — sonst wohnt hier ja keiner — wie verloren hier längs geht. Dann können die Steinmassen wie tot wirken. Aber tun sie das nicht immer, und seien sie die schönste Kirche und der herrlichste Palast, wenn der Mensch fehlt, der Herr der Masse, ohne den selbst die Schöpfung wie sinnlos und tot?

Es ist vier Uhr. Ein feiner Nebel, ich seh es, liegt über dem Hafen.

Ich tu es! Ich geh ins Woolworth-Building hinauf. Das höchste Gebäude der Welt, Kathedrale des Handels wird es genannt. Es enthält 3000 Büros, über 12000 Menschen sind Tags über darin beschäftigt. Auf 24 Aufzügen kann man bei einer Schnelligkeit von 750 Fuß in der Minute hinauffahren. Es hat sechzig Stockwerke und ist 792 Fuß hoch — so sagt meine Ansichtskarte.

Ich löse meine Karte zur Auffahrt in den Turm.

Die Nummern der einzelnen Stockwerke sausen an mir vorüber, so fliegen wir in die Höhe. Erst am 33. Stockwerk hält der Aufzug, und gleich geht es höher bis zum 54. Es schwindet jede Vorstellung von Höhe; wie in einem Ruck sind wir oben. Hier steigen wir in einen kleineren Fahrstuhl, und im Nu bin ich auf der Plattform des Turmes, im 58. Stockwerk.

Ich trete hinaus an die Brüstung.

Und vor mir liegt ein Bild von unbeschreiblicher Schönheit.

Tief unten die Stadt. Alle die Riesenbauten wie Zwerge um einen Riesen geduckt. Die Menschen wandelnde Pünktlein — was sind sie auch sonst! Die

nächsten zu mir arbeiten im 30. Stockwerk eines Neubaus, nicht größer sind sie als Stecknadelköpfe. Die Balken, an denen sie hämmern, — ich höre die Schläge darauf — sind wie Streichhölzer klein, noch kleiner. Ich sehe die Hochbahnen wie schnelle Ameisen kribbeln, die Elektrischen hin und her, als würden sie von spielenden Zauberwesen an Seidenfädchen gezogen. Endlos ziehen sich die Avenues wie schmale Striche hinaus, leben sie oder leben sie nicht, hinaus in den leichten Nebel, in die Unendlichkeit.

Unendlichkeit, ich fand sie nicht auf den Bergen, immer waren Grenzsteine gesetzt. Ich fand sie nicht auf dem Meere, auch da gab es ein Ende, hart kürzt das Himmelsgewölbe es ab.

Hier ist Unendlichkeit . . . Wohin ziehen die Straßen, die Menschen? Wer sind sie, ihre Pläne, ihre Ziele? Ihre Wege? Ihr Gut und Böse? Wohin sie? Wohin das alles?

Drüben dehnt sich das Meer. Wie weit! Keine Linie schneidet hinein.

Ellis Island, die Träneninsel für so viele Tausende, sie wird eng, wie eine Träne so klein. Eine Träne!

Die Freiheitsstatue, wo ist sie? Kaum kann ich sie finden. Freiheit . . . Ach!

Klein und nichtig wird alles hier oben. Wie Staub.

Aber der Mensch, vom Staube genommen, bleibt groß. Groß der Mensch, der den Gedanken zu diesem Riesenwerk faßte — als Ärmster hatte er sein Leben begonnen. Groß der Mensch, der in seinem Geist dies bildete und zur Tat werden ließ. Groß auch der Mensch, der die Steine schleppte, der den Sand mischte — eben so groß. Auch er trägt in sich, er lebt sie: Unendlichkeit.

★

Montreal, 12. Dezember

12.

Seit vorgestern früh bin ich in Kanada. Um 8 Uhr lief unser Zug ein. Gegen 10 Uhr am Abend vorher war er losgesaust. Er hat also ungefähr zehn Stunden gebraucht. Montreal ist demnach mehr Vorstadt für New York wie Berlin für Hamburg. Der Schaffner braucht es nicht erst auszurufen: nächste Station Montreal. Jeder weiß es. Denn was zwischen den beiden Plätzen liegt, zählt kaum. Der Gegenzug fährt um dieselbe Zeit von Montreal ab, so daß man, sind die Geschäfte abgewickelt, am andern Morgen wieder im Büro sein kann. Nur keine Zeit verlieren! Oder besser: jeden Augenblick ausnutzen!

Die Schlafwagen auf den amerikanischen Bahnen sind anders als bei der sogenannten Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft. Die Betten sind an der Längsseite des Wagens angebracht. Wenn der schwarze Schlafwagendiener sie aus den Sitzen herrichtet, schiebt er zwischen je zwei eine zusammenlegbare Holzwand. Nach der Mitte, dem Gang zu, werden die Betten durch schwere Vorhänge abgetrennt. Das obere Bett hat er von der Decke der Längswände heruntergeklappt. Darin liegen auch Kissen und Decken und die Holzwand verborgen. Die Betten haben die doppelte Breite der Internationalen. An beiden Enden des Wagens sind die sehr sauber eingerichteten Waschräume, einer für die Männer, der andere für die Frauen. Tagsüber benutzt man sie als Rauchzimmer: im Schlafraum selbst ist das Rauchen nicht gestattet.

Die Lage der Betten in der Querrichtung des Wagens

wäre für die amerikanischen Schlafwagen weniger zu empfehlen; man brächte nicht so viele Betten (24) unter. Am wenigsten aber für die Schläfer selbst. Sie könnten bei der größeren Schnelligkeit der Fahrt unsanft auf dem Fußboden erwachen. Es heißt auch hier wieder: andere Städtchen, andere Brötchen.

Der brave Negersmann, der unsere Nachtruhe bewacht, hat auch in der Frühe dafür zu sorgen, daß unser Anzug säuberlich von Staub gereinigt wird. Er tut das vermittelst eines kleinen Handbesens, wofür man ihm 25 Cents verstohlen in die Hand drückt. Ich tu es gern. Ich weiß, es sind alles brave Jungens, durch und durch ehrlich. Auch geht die Sage, daß sie nur schlecht bezahlt werden können. Die Aktionäre der Pullman-Car-Gesellschaft, der die Wagen gehören, müssen nämlich möglichst hohe Dividenden herausschlagen. Dabei helfen die Negersmänner durch möglichst niedrige Löhne sehr gern mit. Selbstverständlich!

Montreal hat einen sehr netten Station-master (Bahnvorsteher). Kaum hatte er seinen Nachtzug pünktlich und heil einfahren sehen, da geht er selbst an die Handgepäckstelle. Nicht wahr, um Ordnung zu schaffen, und jene anzuranzen, die sich vordrängen? Diesmal nicht. Nein, er sorgt dafür, daß noch ein Mann bei der Ausgabe die Koffer abnimmt und lädt die Wartenden ein, dorthin zu gehen! Als ich neulich in Köln war und ich mich vorschriftsmäßig zehn Minuten „angestellt" hatte, fuhr oben leider mein Zug ab. Wehe mir, hätte ich auch nur einen einzigen Ton klagenderweise getönt! Montreal: nein, was man nicht alles erlebt!

Weniger gefiel mir das Kriegsdenkmal, das die Bahngesellschaft in der großen Halle für ihre im Weltkriege gefallenen Angestellten errichtet hat. Ein Engel zieht mit einem Gefallenen schwebend nach oben ab. Es ist allerübelster Kitsch. So etwas wie unsere Kaiserdenkmäler vor dreißig Jahren: das Hamburger ist nicht viel besser, obgleich es von einem Großen gemacht ist. Schließlich, na ja, was man bei uns alles an Kriegerdenkmälern in den letzten Jahren her- und hingestellt hat. . . . Jeder Truppenteil sein eigenes . . . und das e i n z i g e fehlt . . . Nein, nur nicht an Fremden nörgeln! Und die ergreifende Inschrift — ich setzte sie am liebsten hierher — söhnte jede Mißstimmung aus.

Die Stadt selbst könnte verstimmen. Eine Großstadt von 800 000 Einwohnern läßt einen anderen Willkommenseindruck erwarten. Nahe der Windsor-Station, dem Bahnhof der CPR. (Canadian Pacific Railway), der großen Kanadischen Pacific-Eisenbahn, liegt die Kathedrale und daneben das rote Haus des Erzbischofs. Die Kathedrale soll wie so manche Dorfkirche, nach dem Vorbild von St. Peter in Rom gebaut sein. Die Ähnlichkeit tritt wenig hervor, sie müßte denn in einer Reihe von Heiligenstatuen bestehen, die man auf den Vorbau gestellt hat. Auch daß sie eine Kuppel hat, läßt eine Ähnlichkeit vermuten. Das Innere ist andächtig; die bemalten Fenster stören jedoch. Das Mittelschiff läßt kein Gefühl von Raum aufkommen. Wie könnte da die gotische Notre Dame-Kirche wuchtiger wirken, hätte man in die Seitenschiffe nicht zwei Stockwerke Tribünen hineingebaut. Wie war so etwas möglich!

Montreal ist überwiegend französisch. Die französischen Kanadier suchen diesen Charakter auch zu erhalten, ja, sie kämpfen dafür. Sie wollen zwar nichts mit den Stammesbrüdern zu tun haben, so stolz sie auf ihre Herkunft auch sind. Aber Engländer wollen sie auch nicht werden. Sie sind eben Kanadier, sind also eigentlich der beste Beweis dafür, wie sich im Auswanderer Stammesbewußtsein erhalten kann, neben dem sich ein neues Volksbewußtsein herausbildet.

Ob sich nicht trotzdem der englische Einfluß durchsetzt, langsam, zäh, wie Albion einmal ist? In der Hauptgeschäftsstraße der Stadt, Rue St. Catherine, hängt ein englisches Firmenschild neben dem andern. Mögen die Straßen noch französisch benannt sein: England herrscht. Sieht man es nicht auch an den Gebäuden der Universität, die wie aus England herübergetragen anmuten?

Ich gönne den französischen Kanadiern von ganzem Herzen ihre Vormachtstellung im Osten des Landes. Sie ist auch der Schutz der deutschen Einwanderung. Mit ihnen zusammengehen können, wäre Erhaltung unseres eigenen Volkstums.

Aber echte gute Deutsche müßten es sein. Nicht solche, wie ich einen auf dem Windsor-Bahnhof antraf. Baumlang, Knochen wie ein Riese, die Hände in den Taschen, lümmelte er daher. Auf der Farm hatte ihm das Leben nicht mehr gepaßt. Nun war er in die Stadt gekommen und schimpfte — welcher Deutsche täte das übrigens nicht! — auf alle und jede Regierung. Dies weite Land kann Hunderttausende aufnehmen, nur keine Kinogänger und Fußballbauern, sondern Deutsche, die sich quälen wollen, wie sie in der Heimat um jeden Fußbreit neuer Erde einst rangen. Nächste Woche reise ich nach Manitoba, wo schon deutsche Siedlungen bestehen. Hier habe ich nur Gutes vom deutschen Siedlerfleiß und deutschem Erfolg gehört.

Die letzten beiden Tage lag ein nasser Nebel über der Stadt. Das machte auch die Straßen mit dem halb gefrorenen und halb matschigen Schnee ungemütlich. Heute morgen strahlt der Himmel in Blau. Ein schneidender Wind weht. Macht nichts. Ich muß heute zum Mons regalis, zum Königsberg hinauf, der dieser Stadt den Namen gegeben. Am Windsor-Bahnhof stehen die Schlitten. Die Kutscher sollen zuverlässige Führer sein und alles ohne Mehrkosten erklären. So heißt es auf dem Plakat. Ich nehme einen englischen. Und nun geht es im Schlittengeklingel durch die Stadt. Vorbei an der Kathedrale (die obige Erklärung des Baues stammt vom Kutscher), am prächtigen zehnstöckigen Hotel Montreal, an der Universität, und dann in Schlangenwindungen langsam den Berg hinan. Reiter und Reiterinnen auf herrlichen Pferden kommen an uns vorbei, Skiläufer kreuzen den Weg von oben herunterjagend. Immer höher hinauf, und immer weiter wird das Bild vor mir.

Endlich nach einer Stunde bin ich oben. Welch ein traumhaftes Bild! Verschneit liegt die weite, weite Stadt, wie im Mittagsschlaf. Ich sehe wohl Straßenzüge, aber nicht bis zur Straße hinunter. Und drüben die schmale Brücke. Verschneit. Und der St. Lorenzfluß. Dorthin, nach rechts, hinter dem Berg, nimmt er seinen Weg zum Meere, breit, ruhig, als trüge er selbst die jahrhundertalte Kultur dieser Stadt. Und drüben verschneit die weite Ebene, wie ohne Ende.

Auf dem Berge steht ein gewaltiges Kreuz, dem Fluß, dem Meer zugekehrt. Am Abend leuchtet es auf. Bis weit in die Bucht hinein geht sein Leuchten. Noch steht unter diesem Zeichen die schöne Stadt, und es blüht ihr Handel, und ihre Bewohner sind treu den Sitten der Väter . . .

Leuchte, du heiliges Kreuz!

*

Ottawa, 13. Dezember

13.

Heute habe ich einen wirklichen Minister gesprochen. Nicht bloß gesehen. Denn gesehen habe ich schon viele, allerdings nur in der Woche oder in der Berliner Illustrierten oder in Hackebeils, oder wie sich die neuen und neuesten Bilderbogen für große Leute bezeichnen. Richtig gesehen habe ich nur ein paar englische Minister und vor zwei Jahren den modernen Cäsar Mussolini in Rom. Ich bin im allgemeinen als vaterländisch gesinnt abgestempelt. Ich glaube auch deshalb keine schlechte Note zu bekommen, wenn ich sage, ich habe vor dem Duce die höchste Achtung. Nur ein Mann mit solchem Cäsarenkinn und Cäsarennacken kann sich die Sprünge leisten, die ihn so ziemlich vor aller Welt verschrien gemacht haben. Es gibt immer noch Menschen, die den Mut haben, einen eigenen Weg zu gehen und es tun.

Ich hatte aber noch nie das „Glück", einen wirklichen Minister zu sprechen, nicht einmal einen Exminister, die schließlich auch etwas wert sind, sonst holte man sie nicht ab und zu wieder.

Es war furchtbar einfach, diesen Minister zu sprechen. Ich weiß nicht, welche Vorbereitungen und Schritte bei uns dafür getan werden müssen. Bei diesem war es sehr einfach.

Wir klingelten ihn eben an und fragten, wann wir ihn heute morgen sprechen könnten. Wir hätten leider nur wenig Zeit: wir wollten heute abend mit dem Nachtzug weiter nach dem Westen.

Um elf hätte er Zeit für uns, am Nachmittag hätte er im Parlament zu tun.

Wir brauchten auch nicht lange zu warten. Wir hatten noch nicht einmal unsere Karten aus der Hand gegeben, da waren wir schon bei ihm.

Die Aussicht von seinen großen Fenstern ist herrlich. Er hat nämlich sein office — bei uns würde man es Amtszimmer oder Privatgemach nennen — im fünften Stock eines Geschäftshauses. Unten handelt man in Kohlen und oben in Siedlung und Einwanderung. Am Ende hängt in der Welt ja alles zusammen, man zeigt es nur nicht so.

Der Minister ist ein lieber alter Herr, Mitte der Sechziger. Ich denke mir, alle Minister sind liebe alte Herren: denn schließlich muß doch mit Güte regiert werden; im Unteroffizierston kommt man nicht weit.

Ob er von seinem Geschäft — wir nennen es Ressort — viel versteht?

Das kann ich nicht sagen. Ich weiß nicht einmal, ob das notwendig ist, um Minister zu werden: ich kenne mich darin nicht aus.

Herr Robert Forke ist ein geborener Engländer. Als 22jähriger junger Mann kam er 1882 nach Kanada. Er arbeitete sich zum selbständigen Farmer hinauf und farmte und farmte, bis man ihn 1921 ins kanadische Parlament wählte. Dort tat er sich als Führer der Progressiven hervor. Ja, und jetzt ist er Minister für Einwanderung und Ansiedlung. Seinen Posten hat man erst im neuen Parlament geschaffen; die neue Entwicklung verlangte darnach.

Auch sein Kollege, Peter Heenen, der Arbeitsminister, hat von unten auf anfangen müssen. Auch er ist geborener Engländer. Als er 1902 26jährig nach Kanada kam, trat er bei der Canadian Pacific Railway, der größten kanadischen Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaft als Lokomotivführer ein. Später wurde er Präsident des Lokomotivführerverbandes. 1919 wählte man ihn in den Landtag der Provinz Ontario und 1925 in das kanadische Parlament, und jetzt ist er eben Arbeitsminister. Es wird also zum Ministerberuf hier

weder der Dr. jur. noch der Dr. rer. pol. verlangt, nicht einmal das Abitur, das bei uns heute jeder Förster und jeder Stationssekretär haben muß. Ja, nicht einmal das Einjährige wird gefordert.

Wir erledigten unsere Angelegenheit bei einer (guten) Zigarre. Für die Einzelheiten erschien — ein Klingelzeichen genügte — der Deputy Minister W. J. Egan (so etwas wie Staatssekretär, nur nicht so gewichtig). Es handelte sich um zwei deutschstämmige Einwanderer, bei deren Einwanderung sich Schwierigkeiten ergeben hatten. Der Staatssekretär war über die Punkte genau unterrichtet. So räumte auch hier die mündliche Aussprache die Verwicklungen in einer Viertelstunde hinweg — wozu auch lange und dicke Akten, was einige Worte ebenso gut und verständlicher erledigen können!

Ottawa ist eine neuere Stadt. Sie verdankt ihr Entstehen den Gegensätzen zwischen den französischen und englischen Kanadiern. Als es darum ging, dem Land einen gesetzgebenden Mittelpunkt zu schaffen, konnte dies weder Montreal mit einer französischen Bevölkerung sein noch eine überwiegend englische Stadt. Man fand einen Ausweg, indem man einfach eine neue Stadt gründete, die beiden Teilen gerecht werden sollte. Dem Städtchen Bytown gegenüber, auf der andern Seite des Ottawa-Flusses, ist so die Regierungsstadt Ottawa um 1867 entstanden. Bytown selbst besteht nur dem Namen nach als eine Art Vorstadt.

An seinen geschichtlichen Vorrang erinnert noch das Historical Museum, das Historische Museum. Es ist gerade kein Prachtbau. Es ist so vier Meter breit und sieben Meter lang, hat nur ein Erdgeschoß und nach der Straße zu kaum Platz für zwei oder ein Fenster. Früher hatte es als Standesamt treffliche Dienste geleistet. Jetzt aufs Altenteil gesetzt, scheint es wie alle alten Leute nicht genügend Beachtung zu finden. Nur Mittwochs und Samstags ist es geöffnet. Heute ist Montag, und so war es mir leider nicht möglich, in die historischen Schätze der Stadt einzudringen.

Nicht weit davon haben französische Oblatenpatres ein großes Haus für ihre studierende Zöglinge. Dem gegenüber ist eine Universität im Entstehen. Sie ist von den Oblatenpatres gegründet. Ihnen gehören die einzelnen, auch baulich recht ansehnlichen Vorlesungsgebäude und ein Heim für Studenten. Die akademischen Grade, die sie erteilen, werden vom Staat anerkannt. Welch ein Unternehmungsgeist steckt doch in dieser so jungen kirchlichen Genossenschaft! Ja, und welche Großzügigkeit in der Auffassung des Landes und der Regierung! Oder ist auch das Selbstverständlichkeit eines jungen aufstrebenden Landes, das sich an möglichst wenig Paragraphen knechtet?

Mit Selbstverständlichkeit ging es auch am Nachmittag im Parlamentsgebäude zu. Man ging einfach hinein. Man brauchte nicht erst Eintrittskarten von einem Abgeordneten zu erbitten. Man brauchte nicht erst seinen Namen in ein dickes Buch einzutragen. Ein solches Haus ist eben das Haus des Volkes, nicht das von ein paar hundert Begnadigten. Das Volk herrscht und nicht die Abgeordneten. Und damit das Volk teilnehme, stehen ihm Türen und Tore weit offen.

Ohne Paß und Papiere tritt jeder ein. Die Polizei ist nur zur Bequemlichkeit da. Wer an den Sitzungen teilnehmen will, sagt es dem Polizisten am Eingang und erhält ohne weiteres eine Karte für die Tribüne.

Ordnung muß sein? Unsinn! Hier ist mindestens ebensoviel Ordnung wie bei uns.

Ohne irgendwie behindert zu sein, konnte ich das ganze Gebäude besehen. Kein betreßter Diener sah mich schief oder herablassend an.

Es ist in englischer Gotik erbaut, wohl in Erinnerung an den stolzen Bau des Parlaments in London. Auch der Uhrturm erinnert daran. Die Uhr stand zwar auf Viertel nach zwölf. Vielleicht hatte man sie nicht aufgezogen, weil sie ja doch immer wieder abläuft; vielleicht auch sind alle kanadischen Abgeordneten glückliche Leute. Als ich die Stufen zum Eingang hinaufstieg, fuhr gerade

das Auto einer elektrischen Wäscherei vor. Man scheint hier demnach die schmutzige Wäsche nicht vor aller Augen zu waschen.

An der Ausstattung der Räume hat man auch gar nichts gespart. Schon die Eingangshalle ist von wundervoller Architektur. Aus schlanken Säulen schmiegen sich zarte Rippen nach oben zusammen. Die Schlußstücke sind noch roh, wie auch sonst manche unbehauenen Steine aus Säulen und Bogen herausragen. Der ganze Bau ist noch neu; er wurde nach dem Brande des alten Parlamentes vor ein paar Jahren aufgerichtet. Es ist nicht notwendig, bei Bezug des neuen Hauses alles fix und fertig zu haben. Außer viel Raum hat man in diesem jungen Lande auch viel Zeit — war es nicht so bei uns, als wir jung waren und unsere alten Gotiker ihre Kathedralen erbauten?

Auch die Bibliothek konnte ich ohne weiteres ansehen. Und weil das Privatzimmer des Bibliothekars einladend offenstand, ging ich hinein und stellte mich an sein Fenster. Es gibt wohl keinen Platz in der Stadt, der einen so herrlichen Ausblick auf das Flußtal und die beschneite Weite gewährt. Es ist so recht ein Platz, um nicht zu studieren, sondern um sich immer über diesen Fleck Erde zu freuen. Wie sinnig auch von dem Erbauer, dem Leiter der so trocknen Bücherwelt die Arbeit so freundlich wie möglich zu machen. Bei uns hätte er bestimmt irgend ein halbdunkles Verließ erhalten.

Saal des Senats, Saal der Abgeordneten, alles stand zur Besichtigung offen. Es gab keinen Führer, der seinen langweiligen Kram und seine versteinerten Witze herunterleierte. Ich konnte selber suchen und finden. Und es gab so viel Köstliches. Echte Gotik lebte hier auf, es war keine mechanisch vervielfältigte. Das Eichenschnitzwerk in seiner reichen Abwechslung und die viele und gute Steinmetzarbeit; der Künstler hatte sich austoben dürfen, und kein staatlicher Direktor oder Oberdirektor für Baupflege hatte ihm dabei auf die Finger zu sehen.

Fast hätte ich bei all dem Sehen die Parlamentssitzung versäumt. Aber Punkt drei klingelte es, und so ging ich hinauf.

Eine alte Dame, die in mir offenbar einen Neuling sah, sagte mir gütig, ich solle mich ihr nur anschließen, sie käme schon fünf Jahre hierher. Leider habe ich sie dann aus dem Auge verloren. Sie hätte mir sonst bestimmt gute Aufklärungen über die einzelnen Redner gegeben. So aber verstand ich nicht viel. Es ging unten alles so ruhig zu; selbst die Eingeborenen neben mir hielten alle Hände an die Ohren. Der Speaker (so etwas wie bei uns Präsident) saß in der Querseite des Saales, hoch oben auf seinem Thron, die Beine weit übereinander geschlagen, den Kopf auf die Linke gestützt. Ich bedauerte den armen Mann, weil er sich nicht wie bei uns mit beiden Armen auf einen Tisch stützen konnte. Aber auch das hat sein Gutes; er braucht sich wenigstens keine Notizen zu machen.

Zu Füßen seines Thrones saßen sechs nett gekleidete Laufjungen. Meistens saßen sie nicht; sie waren fast immer am Laufen, holten Zettel von einem Abgeordneten und brachten sie einem andern oder holten einen der Abgeordneten zu einem Freund oder Wähler heraus. (Die Wähler sind nämlich die Kunden des Abgeordneten, und man hat nett zu ihnen zu sein.) Ein Wink ihres rechts vom Thron stehenden Ober genügte, um sie zum Springen zu bringen.

Sehr gern hätte ich natürlich gesehen, welche Sitten hier herrschen, um einen zu vorlauten Abgeordneten zu dämpfen, ob mit Klingel oder mit Schupo, oder mit einem kanadischen Witz. Aber ich hatte nicht vor, während der ganzen Parlamentsperiode hier zu bleiben.

Es wurde gerade die Thronrede besprochen. Ein Wort, das immer und bei jedem wiederkehrte, war „die Entwicklung und das Blühen unseres Landes". Daran liegt ihnen offenbar viel. Ich weiß nicht genau, wie das bei uns ist. — Die Reden standen am Abend schon in der Zeitung. Bei uns ist das auch so.

Winnipeg, 16. Dezember

14.

Eine Eisenbahnfahrt an sich ist schon keine reine Freude, um wieviel weniger eine von zwei Nächten und zwei Tagen. Die Nächte lassen sich eher aushalten, vorausgesetzt, daß die Schlafwagen gut sind. Mit den Tagen weiß ich aber schon im Laufe des ersten nicht, was anfangen. Zeitung lesen! Höchstens eine oder die andere Seite. Ein Buch! Ist noch langweiliger. Wenn nun erst die Gegend zu langweilen anfängt, was dann?

Viel Abwechslung bietet die Strecke zwischen Ottawa und Winnipeg nicht. Jedenfalls nicht im Winter. Eine Zeitlang freut man sich an den weiß bestreuten Fichten, an den vom Wetter geworfenen kleinen und großen Bäumen und an den felsigen Bergkuppen. Sieht man sie aber Stunde um Stunde, dann werden die Wälder traurig und wüst. Dann lauert hinter jeder Felswand die Frage: suchst du hier Farmer? Und jedesmal antworte ich: gewiß suche ich sie — wird denn nicht Kanada immer als das Paradies für endlose Farmen gepriesen? Wo sind denn die Farmen? Wo sind die Scheunen und Ställe, wo die Häuser der wohlhabend gewordenen Farmer?

Denn was ich an Menschenwohnungen hier sehe, sind elende Hütten, und von Nutzland ist kaum soviel da, daß ein paar Kühe darauf satt werden können. Auch die Dörfer und Städte, durch die wir eilen, machen keinen besseren Eindruck, und oft frage ich mich: warum hält denn unser Blitzzug an diesen armseligen Plätzen! Vom Holzhandel können doch diese Menschen nicht leben. Denn was uns an Bäumen begegnet, sieht mehr nach Brennholz aus, als daß es die Fracht lohnen dürfte.

Wir fuhren in der Nacht von Ottawa ab. Was der

Fleiß der französischen Kanadier in jahrhundertelanger Arbeit aus diesem ersten Teil des Ostens gemacht hat, entzog uns die Nacht. Darum will ich auch gern glauben, was der Tag verbirgt, nämlich die ungehobenen Schätze der Berge. Nur ab und zu treten sie schon in den Silber- und Nickelbergwerken zu Tage. Wieviel von diesen Schätzen werden spätere Jahrzehnte aus diesen Steinen und deren Hügeln ans Licht schaffen. Für unsere deutschen Auswanderer kommen diese Gegend und die Arbeiten nicht in Frage. Denn wenn sie auswandern müssen, dürfen sie es nur tun, um freie Herren auf eigenem Boden zu werden, nicht aber, um als Lohnsklave ewig unfrei zu sein.

Die Fahrt wäre noch langweiliger gewesen, hätte nicht die Eisenbahngesellschaft selbst etwas für Unterhaltung und Belehrung gesorgt. Während die Deutsche Reichsbahn ihre Verpflichtungen für erledigt hält, wenn sie den Fahrschein verkauft hat und alles andere höheren Gewalten anheim gibt, geht man auf diesem Erdstrich einen Schritt weiter. Man nimmt sich des persönlichen Wohlbefindens des einzelnen Fahrgastes rührend an. Man händigt ihm erstens ein Kursbuch der Linie mit allen Anschlüssen ein, ganz umsonst, für Liebhaber von Kursbüchern dankbarst begrüßt. Man läßt es mit dieser rein zahlenmäßigen Belehrung nicht genug sein, man fügt zweitens einen guten Reiseführer hinzu. Darin wird man auf die wichtigen Punkte der Strecke hingewiesen, auf die Höhenunterschiede, das Klima, die Kinos, selbst die Angelplätze sind nicht vergessen. Man nennt das Ganze: How to see Canada. — Wie Canada anzusehen. Man betreibt so Landeskunde und Landesliebe — ob vom geschäftlichen Standpunkt aus bleibt schließlich gleichgültig: die Reichsbahn nennt sich ja auch ein geschäftliches Unternehmen. Drittens wird man in diesen Langstreckenwagen nicht durch stumpfsinnige Reklamen angeödet, die einen zum Wahnsinn treiben müssen, wenn man sie zwei Tage unverwandt vor sich hätte.

Sogar im Speisewagen hört die freundliche Belehrung nicht auf. Die Speisekarten sind keine blauen Blätter, die schon durch dutzende von fettigen Fingern gegangen, sondern sind mehrfarbige und für jede Mahlzeit verschieden.

So wurde ich am ersten Morgen über Zauberbräuche der indianischen Medizinmänner aufgeklärt; die Vorderseite der Speisekarte zeigte einen solchen Medizinmann im Schmuck vor seinem Zelt. Am Mittag erfuhr ich, daß die Süd-Sioux-Indianer das Pferd den heiligen Hund nennen, und die Nord-Sioux-Indianer den großen Hund, weil sie für ihren Gebrauch nur Hunde gekannt hätten und die Pferde erst spät eingeführt worden wären. Auch erfuhr ich, daß die Schwarzfuß-Indianer ihren Pferden die Schwänze aufbinden, wenn sie auf den Kriegspfad ziehen. Wenn ich nachher etwas belehrend werden sollte, dann habe ich diese Weisheit nicht etwa aus einem dicken Kanadabuch, sondern von diesen feinen Speisekarten. Ich habe sie mir als Andenken mitgenommen. Man erhält sie im Umschlag vom Tischdiener, und zwar ohne Trinkgeld. Es steht darauf gedruckt: Dies ist ein Andenken unserer Reise durch Kanada von der Canadian Pacific, der Linie von unübertroffener Szenerie und von unübertroffenem Dienst!

Mir war es, als bekäme ich bei jeder Mahlzeit neue Augen, keine richtenden, sondern freundliche, verstehende, und ich träumte . . . Ich sah viele Deutsche, wie sie ihr Land ganz anders ansähen . . ., wie sie es liebgewännen . . ., wie sie wünschten, es immer besser kennen zu lernen . . . Und ich sah viele Fremde, die es bewunderten, weil . . . ach, es war nur ein Traum!

*

So sah ich denn auch die Zwillingsstädte Fort William und Port Arthur mit verbesserten Augen. Es waren keine zerstreuten Plätze mit halbfertigen Straßen. Es war auch kein zufällig zugefrorenes Wasser, an dem sie lagen. Und die Dampfer im Eis

waren keine kleinen Lastschiffe oder Vergnügungsdampfer. Ich sah die beiden als die Weltstädte für den Handel mit dem kanadischen Weizen. Ich staunte über die gewaltigen Elevators (Getreidebehälter), die überall aufragten. Sechsunddreißig sollen es sein und über 64 500 Millionen Bushel*) Getreide sollen sie fassen können. Außerdem sollen hier 30 Millionen Dollar in Fabriken aller Art angelegt sein.

Auch meine Vorstellung über Winnipeg habe ich auf dem Wege dahin stark umstellen müssen. Man kommt leider nicht weit mit den ganzen Anschauungen, die einem durch Schule und ähnliche volkstümliche Einrichtungen beigebracht werden. Das war früher so, das ist auch heute nicht viel anders. Ich möchte wirklich einmal wissen, was ein heutiger Tertianer von Winnipeg weiß. Wahrscheinlich, daß da auch heute noch die Indianer wild herumlaufen — wenn er überhaupt etwas von Winnipeg weiß! Daß an seinem jetzigen Platz im Jahre 1738 von den französischen Entdeckern ein Fort gebaut worden, wird kaum ein französischer Schuljunge wissen, nicht einmal ein französischer Geschichtsforscher. Auch nicht, daß eine englische Handelsgesellschaft dort 1806 eines baute, es 1822 erneuerte und 1835 wieder. Auch nicht, daß es 1871 nur 251 Einwohner hatte, und daß erst sein Aufstieg begann, als die Canadian Pacific Eisenbahn gelegt wurde. Auch nicht, daß es mit seinen 191 000 Einwohnern jetzt die drittgrößte Stadt Kanadas ist**), und daß es eine Universität hat und ein prächtiges Landtagsgebäude. Aber das dürfte er wissen, daß es die Hauptstadt der Provinz Manitoba ist und vor allem, daß es der größte Weizenmarkt des britischen Weltreiches ist.

Eine Stadt, die das von sich sagen kann, muß ein gewaltiges Hinterland haben, wo diese Getreidemassen erzeugt werden. Dies Hinterland muß auch fruchtbar sein und muß Möglichkeiten zu weiterer Entwicklung

*) 1 Bushel = 0,35 Hektoliter.
**) Montreal 618 000, Toronto 522 000, Ottawa 108 000.

5

haben, wo seine „Entdeckung" erst wenige Jahrzehnte zurückliegt. Ein Land solcher Möglichkeiten kann auch nicht schlecht oder zu rauh sein; wie wäre sonst Masse und Entwicklung denkbar. Wenn wir also über dies Land bisher andere Anschauungen hatten, dann bleibt nichts anderes übrig, als sie zu ändern oder sie wie wir das so schön ausdrücken, dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschungen anzupassen. Welchen Anteil an dieser Entwicklung haben bislang Deutsche gehabt oder welchen können sie weiter daran haben?

Diese Frage — die Kernfrage meiner Reise — wäre wirklich einmal eine wissenschaftliche Abhandlung wert. Sie könnte endlich die landläufigen schiefen Auffassungen über deutsche Ansiedlung in Kanada richtig stellen. Ich schreibe sie nicht, ich bin kein Wissenschaftler und ich will auch keiner mehr werden. Aber ich glaube denen, die das Land seit Jahrzehnten kennen — schließlich muß jeder Wissenschaftler ebenso glauben — und darnach glaube ich, daß dies Land deutschen Bauern eine gesicherte Zukunft bieten kann. Nicht etwa jenen, die ohne Polstermöbel und Kino nicht auskommen können. Auch nicht jenen Frauen, die ohne Wasserleitung und elektrisches Licht schon weinen müssen. Es taugt nur für jene, die in härtester Arbeit zu leben bereit sind, die keine Einsamkeit scheuen und vor allem keinen Winter, der seine fünf, sechs Monate dauert. Jene, die in selbstgezimmertem Bett auf Stroh schlafen wollen und sich statt des Fußbodens aus Brettern mit gestampftem Lehm begnügen. Die froh sind, wenn sie nur erst vier Wände haben, in die sie ihre Kisten zu einem kleinen Eisenherd hineinstellen können. Jene, denen es nichts ausmacht, wenn sie die Saat auch einmal in den Schnee hineinwerfen und die Garben aus dem Schnee herausholen müssen. Jene, die ganz bescheiden hierherkommen, die nicht die Verhältnisse, sondern sich selbst ändern — umstellen — wollen. Jene, denen nicht bloß die Heimat zu klein erscheint, sondern die auch die Weite zu meistern vermögen. Starke Menschen, wie die Heimat

sie gerade jetzt am schwersten entbehrt, die nur aus Zwang hinausgehen müssen.

Das eine weiß ich heute schon: ich werde nie einem zuraten. Wer stark ist, der nimmt es mit jeder Schwierigkeit auf. Es kommt vor, daß die Not stark macht. Nicht immer zwingt sie zur Arbeit. Das tut nur eines: der Winter. Und der ist es, der dies Land säubert und hochbringt.

★

Winnipeg, 17. Dezember

15.

Man muß schon lange im Lande gelebt oder eigens zu dem Studium hierher gekommen sein, um die Gesetze über das Alkoholverbot und deren Handhabung in den einzelnen Provinzen Kanadas zu kennen. Als gut polizeilich erzogener Deutscher habe ich es darum vorgezogen, in keiner der Provinzen auch nur den Versuch zu machen, wider ein etwaiges Gesetz zu verstoßen. So habe ich es auch hier in Winnipeg gehalten. Ich habe zu keiner Mahlzeit und auch nicht außerhalb ein großes oder kleines Glas Bier verlangt. Ich hätte auch keines bekommen. Wenigstens nicht im Speisesaal des Hotels. Auf meinem Zimmer, das wäre etwas anderes gewesen. Denn mein Zimmer ist meine Wohnung, und in meiner Wohnung kann ich so viel Bier halten und trinken wie mir beliebt.

*

Winnipeg ist eine schöne Stadt. Sie hat einen großen hellen Bahnhof, viel größer und selbstverständlich schöner als der in Hamburg. Denn der taugt leider nicht viel. Ich habe mich schon immer gewundert, wie sich die Hamburger so etwas zwerghaft Verkrüppeltes hinstellen lassen konnten; nach Berlin hätte er eher hingepaßt. Winnipeg hat das meiste Geleise der Welt; 27 Eisenbahnstrecken laufen hier zusammen. Die Stadt hat auch breite gute Straßen; sie sind zusammen über 500 englische Meilen (1 Meile = 1,6 Kilometer) lang. Der Verkehr ist wie überall hier besser geregelt. So hat hier der Fußgänger das Recht auf die Straße, während wir noch immer vor jedem Auto in Achtung ersterben. Es wird bei uns noch lange dauern, bis unsere Verkehrsordnung das Auto in jene Stelle zurückgedrängt hat, in die jede Schubkarre gehört. Das Auto hat achtzugeben, zu halten und auszuweichen und das vor dem Fußgänger.

Die Stadt hat die billigste elektrische Kraft und das billigste Licht in Amerika. Ihre Wasserleitung ist 96 Meilen lang und eine der größten der Welt.

Winnipeg hat auch längst Fernheizung; in Hamburg hat man ganz zaghaft erst damit angefangen. Unter der ganzen Main Street, der Hauptstraße, entlang, vom Bahnhof bis tief in die Geschäftsstadt hinein, ziehen sich die Stränge!

Das Rathaus der Stadt ist nur klein. Es ist auch gar nicht gut, soviel zu raten; zu taten ist besser. Besonders hat mir daran gefallen, daß vorn in großen Lettern — sie sind abends elektrisch erleuchtet — zu lesen ist: Welcome to Winnipeg! (Willkommen in Winnipeg!) Nicht als ob irgend ein Schützenfest oder ein Kriegerfest oder eine Reichstagung des Reichsverbandes ehemaliger Säuglinge getagt hätte! Nein, jeder war dieser Stadt willkommen. Auch ich. Bei all den Fremden in Winnipeg hatte man auch an mich gedacht. Ist das nicht rührend? Bei meiner Rückkehr dürfte ich durch ein Willkommen am Hamburger Rathaus kaum begrüßt werden. Kleinigkeiten, sagt der ausgewachsene Bürger! Kleinigkeiten so vieles, nur Kleinigkeiten! Man könnte versucht sein, darüber zu lächeln, wie Alte lächeln über eines Kindes einfältiges Spiel. Die Jugend nimmt auch das Spiel ernst, und sie hat recht.

Diesem Rathaus gegenüber liegt ein Hotel mit hochklingendem Namen. Es heißt, damit keiner den edlen Wirt anzeigen kann, sagen wir „Hotel zum blinden Tiger“. So habe ich den Namen gehört und gebe ihn darum „ohne Verbindlichkeit“ — der Ausdruck gefällt mir — hiermit gern weiter.

*

Wir waren zu vieren. Wir hatten schon den ganzen Morgen eine Sitzung über Ansiedlung usw. gehabt und durften uns nach urdeutscher Sitte eine Stärkung besonderer Art leisten. Wir hatten sie redlich verdient.

In der Halle des Hotels saß ein Dutzend Gäste. Wie alle Hotelgäste beschäftigten sie sich damit, auf den Bänken zu sitzen und zu rauchen. Die erste Reihe sitzt meistens so, daß sie die Füße auf die Heizkörper am Fenster legen. Die großen Fenster sind niedrig; so können sie bequem liegen und die Straße dabei überschauen. In einer solchen Hotel-Lobby (Vorhalle) findet man keine Tische. Alles sitzt auf den Holzbänken oder den Sofas, liest Zeitung und raucht und trifft sich dort zu Besprechungen. Ab und zu hält man auch Besprechungen auf dem Hotelzimmer ab. Sie sind dann schon ganz privater Art.

So stiegen auch wir mit Zimmerschlüssel 7 die Treppe hinauf. Das Zimmer war, wie alle Hotelzimmer sind, jedes mit eigenem Bad. Nur reichten die Stühle nicht aus; es mußte die Bettkante aushelfen und eine dunkle Kiste neben der Kommode . . . Das Bier war vorzüglich; wir alle hatten lange keines mehr gehabt. Der Preis eines Zimmers ist wie in jedem Hotel verschieden und wird, wie leicht verständlich, den Umständen jeweilig angepaßt. Und das Schöne dabei ist: es geht alles so nett gesetzlich zu.

Besiedlung und Eisenbahn hängen in jedem Lande aufs engste zusammen. Die Entwicklung folgt der Bahn und nicht umgekehrt. Solange darum die Reichsbahn das Geld aus ihren Fahrgästen nur in mehr oder minder schöne Bahnhofsbauten hineinsteckt anstatt in den Ausbau neuer Strecken in schwach besiedelten Strichen, wie in unsern Osten oder die Heide oder das Moor, kann eine Besiedlung keine Fortschritte machen. Da nützt es nichts, auch wenn das Reich statt 50 Millionen jedes Jahr 100 Millionen in Siedlung hineinsteckt.

Bekanntlich kranken die südamerikanischen Staaten alle an Eisenbahnmangel. Nur jene, die ihr Bahnnetz einigermaßen ausgebaut haben wie Uruguay oder Rio Grande do Sul zeigen Entwicklung und Aufblühen, während die anderen einfach nicht weiterkommen. (Es ist klar, daß die Überklugen eine Vergleichung mit diesen Staaten wie eine Beleidigung ansehen, und doch ist es so.)

Den Bahngesellschaften in Nordamerika ist es vor allem zu danken, daß sich diese Riesenländer so schnell entwickelt haben.

In Kanada sind es die beiden großen Gesellschaften: Canadian Pacific Railway (C. P. R.) und Canadian National Railway (C. N. R.) Im Bestreben, die andere Gesellschaft zu überflügeln, haben beide den Aufschwung von Kanada in stärkstem Maße gefördert. Bei uns schließt die Monopolstellung der Reichsbahn jede Entwicklung zum Nachteil der Gesamtheit geradezu aus. Man braucht nur an den Plan der Schnellbahn im Industriegebiet zu denken.

Um die Besiedlung planmäßig ausführen zu können und so neuen Gewinn zu schaffen, hat die größere der beiden kanadischen Gesellschaften, die C. P. R., als Abzweigung von ihrer Siedlungsabteilung eine Tochtergesellschaft eigens ins Leben gerufen. Es ist dies die Canada Colonization Assoziation. (Kanadische Kolonisationsgesellschaft). Sie hat in Winnipeg ihren Sitz. Präsident ist Col. J. S. Dennis, der Direktor der Siedlungs- und Entwicklungsabteilung der C. P. R. Die eigentliche Leitung liegt in den Händen des Direktors T. O. F. Herzer, eines Deutschstämmigen, in Winnipeg.

Vom 1. Januar bis zum 31. Oktober 1926 hat die Gesellschaft 576 Familien (3168 Seelen) auf 134 280 acres Land in den sogenannten Prärieprovinzen Alberta, Saskatchewan und Manitoba angesiedelt. Hiervon entfallen auf Manitoba 267, auf Saskatchewan 146 und auf Alberta 163 Familien.

Unter den Ansiedlern waren Familien aus England, Skandinavien, Rußland, Deutschland und den Vereinigten Staaten, dazu eine große Anzahl Mennoniten. Diese Mennoniten stehen in der Bewährung als Ansiedler an

erster Stelle. Sie stammen durchweg aus Südrußland und sind mit Hilfe ihrer Glaubensgenossen herübergeholt worden. Diesen folgen deutsche Lutheraner, unter denen nur wenige Reichsdeutsche. Die Siedlungsarbeit wird von der Gesellschaft im Zusammenhang mit dem Lutheran Immigration Board (Luth. Einwanderungsstelle) geführt. Auch sind deutsche Baptisten aus Südrußland durch Vermittlung der Deutsch-Baptistischen Einwanderungsstelle angesetzt worden.

Die Vermittlung von Siedlungsplätzen an deutschsprechende Katholiken geschieht durch die Einwanderungsabteilung des Volksvereins deutsch-kanadischer Katholiken (V. D. C. K.). Generalsekretär dieser Abteilung ist der Oblatenpater Ch. A. Kierdorf. Unter den deutschrussischen Katholiken in der Provinz Saskatchewan hat er Jahrzehnte hindurch gearbeitet und kennt darum die Landesverhältnisse wie wenige. Auf ihn geht auch der Versuch zurück, reichsdeutsche Familien in der Nähe von Winnipeg anzusiedeln.

Zu diesem Zweck ist eine Landfläche von 3100 acres zwischen Winnipeg und Selkirk für 31 badische Familien gesichert worden. Die Gesellschaft überläßt den Ansiedlern das Land ohne Anzahlung. Es muß nur jeder soviel Mittel haben, um das Inventar für den Anfang zu erwerben. Im Frühjahr 1927 werden diese Familien erwartet.

Dieser Siedlungsversuch ist auch aus einem andern, umstrittenen Gesichtspunkt besonders beachtenswert. Der Leiter des Unternehmens hat nämlich die Beteiligten verpflichtet, ein oder zwei Jahr genossenschaftlich zu arbeiten. Erst dann, wenn die Häuser für jede Familie hingestellt sind und das Unternehmen einigermaßen gesichert ist, soll das gesamte Land dieses Anwesens aufgeteilt werden.

Das Land umfaßt ungefähr fünf Sektionen. Eine Sektion sind 640 acres ungefähr 1000 Morgen. Für eine Farm rechnet man gewöhnlich $\frac{1}{4}$ Sektion = 160 acres = 250 Morgen. Das Land für die geplante Siedlung

liegt aber nur eine Stunde vor der Stadt Winnipeg und kommt darum für reine Ackerwirtschaft nicht in Frage. Milch- und Gemüsewirtschaft wird hier den besten Absatz gewährleisten. Die einzelnen Teile sind deshalb auch kleiner vorgesehen, so daß auf jede Familie gerade 100 acres = 155 Morgen entfallen.

Der Winter hatte dies Jahr sehr früh eingesetzt und dazu mit außergewöhnlicher Kälte. Die Vorboten davon hatten wir schon bei der Überfahrt zu fühlen bekommen.

Heute morgen hatte sich noch ein scharfer Wind eingestellt. Den Versuch, mit dem Auto durchzukommen, mußten wir wegen der verwehten Straße nach einer halben Stunde wieder aufgeben. Die Räder drehten sich wohl, brachten uns aber nicht weiter. Wir fuhren darum zurück und nahmen die Straßenbahn, die alle Stunde von Winnipeg nach Selkirk fährt. In einer knappen Stunde standen wir draußen. Meine Ohren waren schon gestern erfroren. Der scharfe Wind stach jetzt erst recht wie Nadeln.

Wir kamen an einer Reihe kleiner Gemüsefarmen und Milchfarmen vorbei. Auch eine Fuchsfarm lag an dem Weg. Sie soll nicht viel wert sein. Die Gründer der Gesellschaft sind dabei selber wohl die eigentlichen Füchse, die es auf die Pelze ihrer Aktionäre abgesehen haben. Die kleinen vierbeinigen Füchse hatten sich leider wegen der Kälte in ihre Ställe verkrochen.

*

Viel zu sehen gab es nicht auf der Farm. Wir stiegen ins Wohnhaus hinein. Mit Ausnahme des Fundaments ist es ganz aus Holz gebaut. So sind alle Wohnungen auf dem Lande und auch noch sehr viele in der Stadt. Das Fachwerk wird aufgerichtet. Darauf kommt eine Lage Papier, um die Luft abzuhalten, und darüber werden die Bretter der Außenwand genagelt. Für die Innenwände nimmt man schmale Latten, nagelt sie auf das Fachwerk und verputzt sie dann. Diese Holzbauten halten im Winter viel wärmer als Häuser aus

Ziegelsteinen. Selbst bei diesen kommt nach innen immer erst eine Luftschicht und dann auf Papier und Lattenwerk der Verputz.

Die Stallungen sahen recht trostlos aus. Der letzte Pächter hatte alles vernachlässigt. Es wird das erste sein müssen, neue Stallungen für Kühe zu bauen, will die Genossenschaft die Milch in die Stadt liefern. Die Gesundheitsbehörde fordert sauberste, und jeden Monat gekalkte Stallungen.

Für die Ankömmlinge sind sechs „Häuser“ auf die Farm gefahren. Es sind Holzschuppen einfachster Art. Tür, zwei Fenster und Abzug für den Herd, und ein leichter Fußboden. Für die andern wird ein großes Haus errichtet. Unten soll es Küche und Eßraum für alle enthalten. Der Eßraum soll Sonntags als Kapelle dienen. Oben bekommt jede Familie zwei kleine Räume.

Das Land ist gut, die Absatzmöglichkeiten sind es auch, und die Ankaufsbedingungen erst recht. Nun wollen wir einmal sehen, wie sich unsere Deutschen als Genossenschaftler dort machen. Tragen sie den deutschen Zwist, wozu sie ja immer das beste Beispiel im „Mittelpunkt“ des Reiches vor sich haben, in die neue Siedlung hinein, dann wird sie ganz bald zerfallen. Vielleicht aber halten sie daran fest, daß sie Christen sind und nicht bloß streitbare Menschen (und streitende Frauen), und dann zwingen sie alles. Unterordnung, Gemeinschaftswillen und Fleiß, haben sie von ihren Vätern ererbt. Nun bekommen sie einen starken Bundesgenossen hinzu: den kanadischen Winter! Er ist hart, aber ein guter Kamerad ist er. Er hält sie zusammen. Er ist gesund.

★

St. Paul, 20. Dezember

16.

Von Winnipeg bis zur Grenze der Vereinigten Staaten sind es nur drei Stunden Bahnfahrt. Es war sehr angenehm, daß die Paßbeamten schon vor Ankunft in der Grenzstadt Emerson die Pässe durchsahen. So konnte man sich bald mit beruhigtem Gewissen zum Schlaf niederlegen. Mein Paß mit dem amerikanischen Visum genügte. Der Beamte stellte noch einige freundliche Fragen: wie mir Kanada gefallen hätte, ob es nicht recht kalt gewesen usw. und dann wünschte er mir angenehme Tage in den Staaten, und alles war erledigt. Ich hatte bloß den Wunsch, recht bald einmal wieder nach Kanada zu kommen, nur um von einem Beamten nett behandelt zu werden. Ich möchte aber keinem raten, es mit einem kanadischen Paß oder ohne Papiere zu versuchen, sich von Kanada in die Vereinigten Staaten zu schmuggeln. Nur Landeskenner dürften damit Erfolg haben; ein frischer Einwanderer würde unfehlbar hereinfallen. Erstens ist die kanadische Regierung sehr wählerisch bei Erteilung des Visums. Sie will die ihr genehmen Einwanderer, d. h. Landwirte, für sich selbst behalten. Auch will sie nicht als Sprungbrett für die Vereinigten Staaten dienen. Zweitens ist der Grenzdienst der Vereinigten Staaten so scharf, daß ihm nur die wenigsten Paßschmuggler entgehen dürften. Jeden Monat werden hunderte und hunderte von diesem Grenzdienst abgefaßt, nach Kanada oder Mexiko zurückgeschafft, oder sonst deportiert.

Nach vierzehnstündiger Bahnfahrt kam ich gegen 7 Uhr gestern morgen hier an. Es war Sonntag, der letzte vor Weihnachten. Ich fuhr zur Maria-Himmel-

fahrtskirche im Loop-Distrikt, dem älteren Stadtteil und Geschäftsviertel. Die Stadt selbst besteht erst seit 1849, als das Territorium Minnesota geschaffen wurde. Bis dahin war da nur ein Dorf gewesen. Es hatte seinen Namen von einer Kapelle erhalten, die dort 1841 erbaut worden war. Schon 1850 wurde es Bischofssitz und vier Jahre darauf wurde die deutsche Gemeinde gegründet. Heute zählt die Stadt 28 katholische Pfarreien.

Die erste Kirche geht aber auf das Jahr 1856 zurück. Die Gemeinde war nur klein; sie zählte dreißig Familien, lauter einfache Leute. Aber sie waren voll Opferwilligkeit, und so kam eine Kirche zustande, wie man es bei einer so kleinen Gemeinde kaum für möglich hält. Der Bau war 95 Fuß lang und etwa 50 Fuß breit. Das Innere war dreischiffig. Auch hatte man die Notwendigkeit einer katholischen Schule gleich erkannt und schon vor der Einweihung der Kirche eine Pfarrschule eingerichtet. Sie war von dreißig Kindern besucht. Der Priester wohnte jedoch noch in einer armseligen Bretterhütte neben der Kirche. Im Jahre 1858 wurde die Gemeinde von deutschen Benediktinern übernommen, die sich kurz zuvor im Staate Minnesota niedergelassen hatten. Jahrzehntelang haben sie dort die Seelsorge gehabt, bis sie mit der Ausdehnung der Stadt ein anderes Arbeitsfeld übernahmen. Die jetzige Kirche — lange hieß sie beim Volk die deutsche Kathedrale — steht erst seit 1871. Es ist ein gefälliger gotischer Bau in grauen Hausteinen und hat zwei Türme. Im Rauhreif und in der Stille des Sonntagmorgens erschien sie mir wie ein Stück aus der Heimat. Ein solches Stück deutscher Kraft verkörpert sich ja auch in der Geschichte dieser Gemeinde und weil es das ist, darum habe ich von ihrer Gründung geschrieben.

St. Paul, bei Entstehung der ersten deutschen Kirche eine Kleinstadt von 13 000 Einwohnern — einige Jahre vorher hatte es nicht einmal 1300 besessen — zählt jetzt 248 000 Einwohner. Sie ist eine der wenigen Großstädte, die man noch als halbwegs deutsch ansprechen kann.

Früher, zur Zeit der starken deutschen Einwanderung, war das anders; es wäre sonst nicht notwendig gewesen, die deutsche Gemeinde im Laufe der Zeit in sechs Gemeinden aufzuteilen. Die aus dieser Einwanderung übrig gebliebenen haben die deutsche Sprache noch bewahrt; die Kinder jedoch sind schon amerikanisch und dürften die deutsche Sprache nur noch zu einem kleinen Bruchteil verstehen, an sprechen ist gar nicht zu denken.

So kommt es, daß auch in der Maria-Himmelfahrtskirche bei den Hauptgottesdiensten die englische Sprache vorherrscht. Die Zehn-Uhr-Messe aber gehört noch den Deutschen. Als ich die Kanzel betrat, wußte ich also, daß ich zu deutschen Männern und Frauen sprach. Es war eine große Gemeinde.

Von Johannes, dem starken Mann, mitten in einer bunten verflachenden Welt, konnte ich zu ihnen sprechen. Ehrlich gesagt: ich habe nie gern von aushalten und durchhalten gehört. Gebraucht habe ich nie diese Worte; sie waren mir zu fade, obgleich man sie so schön brustvoll betonen kann. Das „halten" hat mich immer notwendiger gedünkt. Ich habe darum auch hier das aushalten und durchhalten gelassen — leicht wäre die Anwendung gewesen; denn kaum einer hat sein Volk so geliebt wie Johannes. Aber der Mann mit dem Bußtexte war mir lieber und gewiß auch denen, die vor mir da unten saßen. —

Deutsch. Wir waren in der Kathedrale gewesen. Hoch oben liegt sie und beherrscht die ganze Stadt. Es ist der vierte Neubau. Die erste hat als einfacher Backsteinbau irgendwo in der Altstadt gestanden. Sie war nur 84 Fuß lang, 44 Fuß breit, dafür aber drei Stock hoch gewesen. Denn sie diente zugleich als Schule und als Wohnung des Bischofs und seiner Seminaristen. Man wußte sich zu behelfen. Dieser Prachtbau hier oben ist nur eine jener hundert Wiederholungen einer italienischen Renaissancekirche. Die Beschreibung, die innen angeschlagen ist — es schien mir das Beste daran — läßt sie wieder einmal nach dem Vorbild von St. Peter

in Rom gebaut sein, diesmal aber nach Bramantes und Michelangelos Urplan. Das Innere wirkt gut, braucht nur noch Jahre bis zur Vollendung. Die Wände sollen nämlich ganz mit Marmor bekleidet werden. Ich weiß nicht warum. Marmor wirkt immer kalt, und unsere nordischen Gegenden sind wahrlich schon kalt genug.

Von da jagten wir die herrliche Summit Avenue, die Prachtstraße der Stadt entlang. Weit zieht sie sich hinaus, mit den schönsten Villen geschmückt, bis an die Mississippi-Brücke, die dann in die Zwillingsstadt Minneapolis führt. Ich sollte das St. Thomas College, eine höhere Schule, bewundern und das Priesterseminar in seinem weiten parkartigen Garten. Auch müßte ich unbedingt die St. Lukaskirche gesehen haben. Sie sei nächst der Kathedrale die schönste Kirche der Stadt. Der Pfarrer sei eigens nach Spanien gereist, um sie nach einem dortigen Muster bauen und ausstatten zu lassen. Ich hätte es lieber gehabt, er wäre noch weiter südlich gereist. Ein Dutzend riesenhafter Kronleuchter zerriß jede Architektur; sonst aber war sie recht gut geheizt.

Die Kirche ist erst seit kurzem fertig. Jahrzehntelang hat man die Unterkirche gebraucht. Es ist ein sehr andächtiger Raum. Katakombenstimmung überkommt einen, steigt man die Treppen hinunter und tritt durch eine halbdunkle Vorhalle in sie ein. Sie wird auch jetzt noch für Kindergottesdienste und kleinere Andachten benutzt. Dem Altar gegenüber befindet sich die Bühne. Die Rücklehnen der Bänke werden nach dem Altar zu geklappt, wie auf der Elektrischen, und so sitzt man bequem der Bühne zu.

Die Kinder der Pfarrschule hatten Aufführung. Unten saßen die Eltern und Bekannten — selbst Kinder, so dankbar verfolgten sie Wort und Spiel der Kleinen. Zwerge mit unbeholfenen Bärten sprachen und standen herum um ein zehnjähriges Mädchen in weißem modernen Kleid. Eine hexenartig verkleidete Frau kam und verkaufte Äpfel. Und die Kleine in weißem Kleid bekam einen und aß ihn und fiel wie tot hin. Und die

Zwerge kamen herein und klagten und jammerten. Was war es nur, daß ich mich so schwer losreißen konnte? Kein deutsches Wort wurde gesprochen. Und doch war ich in der deutschen Heimat . . . war bei Schneewittchen hinter den Bergen . . .

Deutsch. Am Abend waren wir im „Deutschen Haus“. Es ist der gesellige Sammelpunkt aller Deutschen der Stadt. Hier halten die deutschen Vereine ihre Feste und Tanzvergnügen, hier ist auch das deutsche Theater. Ich wollte Deutsche sehen.

Der hohe Festsaal dürfte leicht tausend Personen fassen. Rechts neben der Bühne ist eine überlebensgroße Gruppe. Es ist eine Wiederholung der Gruppe von Albert Jäger auf dem Denkmal in Germantown. Ein deutscher Einwanderer, ganz Erwartung und Wagemut tritt uns festen Schrittes entgegen. Bangend zaghaft steht sein Weib ihm zur Seite . . . Seid ohne Furcht ihr Beiden: Der Engel, der euch hierher geleitete, er steht hinter euch, er bleibt euer Schutz auch hier auf fremdem Boden, mit ihm tragt ihr die Heimat in euch . . . Wie manchem ist dennoch der Mut entsunken . . . wie manche Familie wurde zerrissen . . . wie manche haben die Heimat vergessen! — Vergessen! Hätten sie nur das getan und nicht mehr! Aber sie haben sie verspottet und sich ihrer geschämt. Ist es ihre Schuld einzig? Trägt nicht die Heimat daran den größten Teil? Was waren sie damals, als alle jubelten, nun sei endlich ein einiges Land entstanden? Als man die Grenzen so eng zog, daß ja keiner von draußen hereinkäme? Damals als wir Weltmacht zu werden vermeinten, damals haben wir den Ruf zur Weltmacht verpaßt. Und es hilft kein Klagen und kein Bemühen, und keine Vorträge und keine Berichte machen es wieder gut; wir werden die da draußen nicht auf die Dauer behalten.

Es war ein dreiaktiger Schwank. Ein Schwank. Lachen wollen die Menschen. Das Lachen holt sie herbei und hält sie zusammen. Gut, daß sie noch deutsch lachen können.

Titel und Inhalt sind so nebensächlich. Ich achtete kaum darauf. Was nach dem ersten Akt kam, das war eher zum Weinen.

Der Direktor des Theaters trat vor. Seinem dreißigjährigen Bühnenjubiläum galt der Abend. Jahrzehnte habe er nun im Ausland gewirkt und die Heimat nicht wiedergesehen . . . Und dann sprach er von dem „verlorenen Posten", auf dem er arbeite, deutsche Kunst den Deutschen hier zu erhalten. Nur noch drei deutsche Theater bestünden in den Vereinigten Staaten, in St. Louis, in Milwaukee und in St. Paul. In New York hätte man letzte Woche das deutsche Theater geschlossen, im großen New York... Es war keine Pose: die ganze Wärme eines deutschen Herzens schlug mir entgegen, als er dankte und bat. Tiefe Traurigkeit aber faßte mich an, als er am Schluß mit einer goldenen Uhr locken mußte — jeder Besucher der nächsten Vorstellung werde ein Freilos erhalten. Arme deutsche Kunst!

Deutsch. — Heute nachmittag war ich bei Josef Matt.

*

Wer er ist? Jeder katholische Deutsche im Reiche sollte ihn kennen. Von den Behörden kann man es schlecht verlangen, und von den Abgeordneten auch nicht. Denn er bezahlt keine Reichssteuern und kann auch keinen Stimmzettel einwerfen. Aber seit mehr als zwei Jahrzehnten leitet er das große katholische Wochenblatt „Wanderer". Woche für Woche habe ich mich an seinen klaren Leitaufsätzen gefreut. Nun saß ich bei ihm in seinem Verschlag. Verschlag, mehr ist es nicht. Denn nebenan rollen die Schnellpressen. Ich höre es deutlich, wenn der Wagen in der Maschine hin- und hergeht und jedesmal ein Blatt ablegt. Aber bald sind wir in dem, was uns beide am tiefsten angeht: Deutschtum im Ausland.

Es ist keine Verbitterung, es ist Sorge, es ist Herzenskummer, wenn dieser Mann anfängt, über die letzten Jahre zu reden. Unkenntnis, Unverstand bei uns haben dem Deutschtum draußen mehr geschadet, als Nörgelei und Verzagtheit der Ausgewanderten. Und jene, die sich als Stütze des Deutschtums gebärdeten, wie kläglich versagten sie, als die blutige Zeit hereinbrach. Deutsche Uneinigkeit, von höchster Stelle durch Aufpeitschung des konfessionellen Haders gepflegt, hat denn auch hier seine in sich vermoderten Früchte getragen. Was können Priester und Schwestern heute noch retten? Verlorene Posten: Anstatt sich im Reich auf das eine Große, einer deutschen Kultureinheit zu einigen, zankt man sich um Lappereien herum.

Dieser Mann wird aushalten. Trotzdem.

Und werden wenigstens die deutschen Katholiken endlich verstehen, was die Kultureinheit mit ihren kath. Volksbrüdern draußen bedeutet? Werden sie ihre Sorgen und Kämpfe mitleben wollen, oder sind sie ihnen nur als Geldspender in der Not gut? O, wir armen Schnorrer im Reich — wieviel könnten wir geben!

*

Als ich diesen echt deutschen Mann verließ, fand ich den Weg nicht gleich heim. Es kam mir auch gar nicht darauf an; wir wissen so oft den Weg und gehen ihn nicht. Und kennen auch die verkehrten, und die sind es, die wir gehen. Ich suchte nur Ruhe vor den Augen dieses Mannes und vor seinen leidenschaftlichen Worten.

Ich irrte durch Straßen und Straßen. Sie glänzten im Weihnachtslicht. Tannengirlanden überquerten die Straßen, ganze Straßenzüge entlang. Grüne Glocken aus Tannenzweigen hingen daran. Und die Girlanden und Glocken flammten in rotem und grünem Licht. Kein Prozessionstag ist zauberhafter als diese Weihnachtspracht. Die 6. und 7. Avenue, die Wabasha- und die Robert-Street, diese Riesengeschäftsstraßen ein freudiges Weihnachtsleuchten! Ich trat in ein Postgebäude: auch da alles in grünem und rotem Weihnachtsglanz. Selbst die Banken hatten ihre Christbäume und Girlanden und Blumen. Auf und ab gehen die Straßen. Ein wundervolles leuchtendes Bild, stand ich oben und sah hinunter, hinauf.

Geschäft, alles Geschäft, sagen abweisend die neunmal Klugen. Und sei es das hundertmal, sei es nichts als Geschäft: Sind die Weihnachtsanzeigen bei uns denn mehr? Sind sie besser? Wo denn kommen sie über das Stümperhafte hinaus? Fein ausgeklügelt mögen sie sein. Das ist auch alles. Auf keinen Fall sind sie froher, und schöner gewiß nicht.

Freude am Grün, Freude am Licht: Was wir Altgewordenen durch Vorträge, Zeitschriften und Vereine umständlich lernen, erst wieder entdecken müssen und uns anquälen, das findet wie ein Kind dies Volk und nimmt es sich und freut sich daran wie ein Kind — vor sich das Leben und für sich.

*

17.

St. Paul und Minneapolis sind nur durch den Mississippi getrennt. Sie sind nicht etwa so eng verbunden wie Köln und Deutz oder Ofen und Pest, als brauchte man nur eben über eine Brücke zu gehen, um drüben zu sein. Auch hängen sie nicht innerlich zusammen wie diese Städte. Man könnte sie eher mit Hamburg und Altona vergleichen; obgleich äußerlich durch Straßen, Elektrische und Vorortsbahn verbunden, trennt sie doch eine Welt.

Minneapolis ist aus einer französischen Gründung hervorgegangen, wie so viele Städte in den Vereinigten Staaten und hieß früher St. Anthony. Es weist somit auf franziskanische Missionare hin. Seinen Aufschwung hat es den vielen Getreidemühlen zu verdanken. Einen großen Teil zu diesem Aufstieg hat die schwedische Einwanderung beigetragen. Anders nämlich als es der Brauch bei den deutschen Einwanderern, die sich auch außerhalb des Reiches als recht vielseitig erweisen, haben die Schweden einträchtig zusammengehalten. Jetzt hat Minneapolis die Schwesterstadt St. Paul schon an Industrie und Einwohnerzahl weit überflügelt. Man kann sich darum leicht denken, daß zwischen beiden Städten Gegensätze bestehen, die eine Vereinigung beider zu einer Großstadt zu verhindern suchen. Es ist dies jedenfalls ein gesunderes Empfinden als das mancher deutscher Großstädte, die möglichst viele Orte ihrer nächsten Umgegend an sich raffen und in sich aufsaugen wollen — zu einer Verwaltungseinheit natürlich.

Ich hate kein Verlangen mehr, die Mühlenstadt, wie Minneapolis genannt wird, näher kennen zu lernen. Die

halbe Stunde Bahnfahrt schien es nicht zu lohnen. Brangäne und Chriemhilde, wie jemand sie schon vor Jahrzehnten verglich, mögen nur ihren Streit um die Vorherrschaft weiter kämpfen; sie werden sich beide gut dabei stehen.

Von St. Paul bin ich ungern gegangen. Ich werde den Weg am Mississippi entlang, den River Boulevard, nicht vergessen. Schon hier ein stolzer Fluß, wälzt er selbstbewußt seine Wassermassen zwischen den anschwellenden Ufern hindurch. Gewaltige Brücken besiegen auch ihn, und in kurzer Zeit ist man drüben in den Cherokee-Bergen, dem einstigen Lande der Schirokesen. Fort Snelling 1819 errichtet, erinnert noch an die Tapferkeit der Urbewohner und an die letzten großen Kämpfe des Sioux-Indianeraufstandes von 1863. Drüben mußte es liegen, halbwegs zwischen St. Paul und Minneapolis. Lange sah ich hinüber . . . Wo waren sie jetzt, die tapferen Söhne der Berge? . . . Nur die „Andenken' in den Leder- und in den Spielzeuggeschäften, die niedlichen Mocassins und die Indianerköpfe auf Leder gemalt, erinnern daran, daß hier einst die roten Söhne der Erde geherrscht haben.

Wir standen vor der Kapelle der Schwestern von Notre Dame. Es ist ein Bau von ganz auserlesener Arbeit, wie ihn nur eine amerikanische Wohltäterin stiften kann. Die Nachahmung störte mich nicht — in der Bretagne soll das Urbild stehen, es könnte viel eher Norditalien sein. Nichts Unechtes war daran. Keine gepreßten Formen; alles gute Bildhauerarbeit. Etwas zurück standen die verschiedenen Kolleggebäude, behäbig, fast schwer. Eine Gallerie zog sich zur Kapelle hinüber. Vor dem Portal der Kapelle breitete sich ein Landschaftsbild ruhigster Schönheit aus: der leicht abfallende parkartige Garten, der breite Fluß, die bewaldeten Ufer im Schnee, die verblauenden Cherokee-Berge, die verblutende Sonne und der weiche verklärende Nebel des kommenden Winterabends . . . Hier leben, hier lernen, hier beten können, ist Wonne. So viele Schulen und

Anstalten und Klöster entstanden bei uns — keines reicht auch nur entfernt an dieses liebliche Stück Himmel. Warum sind wir so nüchtern, so lieblos gegen Gottes Wonne auf Erden geworden?

M i n n e h a h a - F ä l l e. Auch sie gehören zu diesen Wonnen, und wie gern wäre ich zu ihnen gewandert und hätte mich unter ihre Eichen gelegt. Hätte geträumt den süßen Sang von Hiawatha und Minnehaha, von Frühlingsweben und Sommerglut und ewiger Wiederkehr, vom Liebeswirken Gottes in seiner Natur. Dort,

Where the falls of Minnehaha
Flash and gleam among the oak trees
Laugh and leap into the valley . . .
Wo die Minnehahafälle
Zwischen Eichen glitzernd schäumen,
Lachend in das Tal sich stürzen . . . .

Aber es ist Winter, und Hiawatha ist Werden, ist sieghafte Kraft, und Minnehaha — Lachendes Wasser — lacht nur im Leben der Sonne. Dann nimmt Hiawatha seine Braut und trägt sie mit starken Armen über Felsen und Klüfte . . . Ich grüße dich Hiawatha, du Sieg, ich grüße dich Minnehaha, du Freude!

Man hat mir gesagt, ich solle die Fahrt nach K a n s a s C i t y nur lassen. Ich würde dort nichts Besonderes sehen, ich solle lieber nach Frisco*) (San Francisco) reisen. Da sei das Meer, ein ganz anderes Wetter, und Chinesen seien auch da, und ich weiß nicht, was sonst noch.

Nun: Meer habe ich auf der Herfahrt übergenug gesehen und habe dazu auch auf der Rückfahrt Gelegenheit. Auf schönes Wetter gebe ich nicht viel. Ich habe zweimal in Schottland gereist, wo der Regen zur Stimmung der Landschaft gehört und habe ihn redlich genossen. Auch soll es bekanntlich in Hamburg immerlos regnen. Es ist mir dies noch nicht sonderlich aufgefallen.

*) Die Abkürzung „Frisco" ist für seine Bewohner wie ein rotes Tuch.

Ich finde nur, wenn ich irgendwo hinkomme und es regnet nicht, dann fühle ich mich nicht wohl. Ebensowenig wie das andere Wetter könnten mich die Chinesen reizen, und wären es hundert auf einem Haufen. Ich habe schon in New York und in Kanada so viele Gelbe gesehen, daß mein Bedarf an Chinesen reichlich gedeckt ist.

Daß Kansas City nächst Chikago die größte Fleischstadt der Vereinigten Staaten ist, wußte ich schon. Aber ich habe noch nie das Verlangen gehabt, einen Riesenschlachtbetrieb zu sehen. Ich habe noch genug davon, wenn ich als Junge beim Schweineschlachten dabei sein mußte. Ich hatte gerade dann „furchtbar viel auf“ für die Schule. Nur die väterliche Drohung, ich bekäme bestimmt nichts von der Grützwurst (mit Rosinen!), konnte mich zur Teilnahme bestimmen.

Ich hielt es lieber mit Horche Kuke Bahnson.

Wer das war? Er hieß eigentlich genau wie ich. Weil aber sein Vater, Herr Bahnson, in Brasilien lebte, hatte er ihn Jorge genannt. Den andern Vornamen weiß ich heute wirklich nicht mehr zu deuten. Horche Kuke Bahnson befand sich zur Erziehung in Bergedorf, ich glaube bei einem Lehrer; so ist es meistens. Unbedingt nötig wäre es nicht gewesen. Denn Horche Kuke Bahnson war ein Tierfreund. Vor allem liebte er Hunde. Natürlich ärgerte er sie auch und warf sie mit Steinen; er wäre sonst kein richtiger Junge gewesen.

An der Ecke vom Brink hatte Krämer Lange seinen Laden. Herr Lange war unter uns Jungen als wenig menschenfreundlich bekannt. Es war dies unklug von ihm. Denn uns und ihm gegenüber war die Schule. Wir gehörten also mehr oder weniger zu seiner Kundschaft. Horche Kuke Bahnson auch. Denn er bekam Taschengeld, während wir andern bloß ab und zu fünf Pfennig und noch weniger hatten. Ich weiß nun nicht mehr: war es mehr Verstimmung über Krämer Lange oder mehr seine Liebe zu den Hunden: jedenfalls einmal nach der Schule packte Horche Kuke Bahnson den dicken braunen Köter von Fräulein Hermine Klapproth beim

Grips und stürmte durch die offene Tür in Krämer Langes Laden hinein — um die Mittagszeit war keiner drin. Dann ging er an das Syrupfaß, es stand ganz vorn, schob den Deckel ab und warf den Köter hinein. Kaum war er wieder draußen und um die Ecke, da kam auch schon Krämer Lange herausgestürzt und warf den armen syruptriefenden Hund auf die Straße. Ich erinnere mich nicht, ob er Horche Kuke Bahnson als Täter herausgefunden — mir schwebt so etwas wie Entlassung vor, besonders weil mit dieser Begebenheit meine Erinnerung an ihn nachläßt. Ich weiß nur noch — und darum ehre ich ihn als meinen und als Tierfreund — daß gleich nachher auf dem Brink eine Hundeversammlung stattfand. Selbst Tyras, der große Bernhardiner von Schlachter Vollmer beteiligte sich daran. Und sie leckten und leckten . . .

Daß Kansas City ein Rathaus hat, ist selbstverständlich. Sogar die Neger im Busch haben eine Hütte, wo sie ihre Palaver abhalten, genau wie in Berlin. Ich habe es mir darum gar nicht erst angesehen. Ebensowenig wie die Viehbörse oder eine der großen Fleischkonservenfabriken oder eine der Riesengetreidemühlen wie die Corn Products Refining Company. Ich wäre sogar achtlos an dem Kriegsdenkmal vorbeigegangen, obgleich man vom (schönen) Bahnhof aus dagegen anläuft. Es mag so zwischen 50 und 100 Meter lang sein und besteht aus zwei Häuserblocks und dazwischen eine graue Säule von der Höhe und der Form eines großen Fabrikschornsteins. Man sieht die vielen Stufen, die zum Bau hinaufführen, nicht eher, als bis man sich zu den Anlagen hinaufgearbeitet hat. Die so fünf Meter langen Plakate an der Bahnhofsseite deuten auch eher auf eine Fabrikanlage hin. Have a Camel — Nehmen Sie Kamel-Zigaretten. Roi Tan a cigar you will like — Roi Tan — eine Zigarre, die Ihnen sicher gefällt — lassen schlecht einen Gedanken an ein Kriegsdenkmal aufkommen. Schließlich lassen das die neuen bei uns auch nicht.

Kansas City wird auch die Stadt der Millionäre genannt. An vierhundert sagt man mir, sollen dort wohnen. Ich kann sie nicht nachzählen, es werden nicht halb soviel sein. Ich kann es aber verstehen, wenn noch mehr in dieser Stadt wohnen mögen. Das Klima bleibt auch im Winter milde, und die heißen Sommermonate reisen sie doch alle ans Meer.

Der Aufschwung der Stadt ist erst aus letzter Zeit. Wo heute ein Netz breiter Autostraßen besteht, war vor zehn Jahren noch Wildnis. Die Wildnis selbst, die Felsen und das Gehölz hat man dann zu Anlagen gemacht. Überall sind Villenstraßen und Herrensitze entstanden. Wie ein Schmuckkästchen legt sich ein Geviert nach dem andern vor das Grau der Geschäftsstadt.

Die neuen Häuser haben kaum mehr als ein Stockwerk zu ebener Erde. Für die Hausfrau ein Vorteil, dem Haus selbst gibt es etwas wie Wohlstand und breite Behäbigkeit. Jedes Haus hat seinen Vorbau, und jedes ist vom andern verschieden. Es ist schade, daß unsere Architekten nur den englischen Cottagebau studiert haben und ihn nun richtig breittreten. Hier — vom amerikanischen Bungalow — ist etwas zu lernen.

Auch von der Inneneinrichtung. Viel offener sind diese Häuser im Innern. Die Zahl der Türen ist auf das Notwendigste beschränkt. Halle, Empfangszimmer und Eßzimmer — keine Tür trennt sie. Jeder besitzt alle Räume. Bei uns dagegen ängstlicher Abschluß.

Es war dunkel geworden, als wir endlich den Wagen wandten. In den Geschäftsstraßen draußen leuchteten längst die farbigen Lichter. Tag vor Christmas Eve (Weihnachtsabend), da mußten die letzten Anstrengungen gemacht werden, die Käufer zu locken. An St. Paul mit seinen Straßen im Tannenbaumgrün und Fluten von Licht konnten sie in Kansas City nicht heran. Aber die tausend und tausend Villen hier draußen und die Prachtsitze der Millionäre?

Es gab kaum ein Haus, in dessen Vorgarten nicht ein Tannenbaum stand oder aus dessen Fenstern nicht einer

auf die Straße herausleuchtete. Behangen mit einer Verschwendung von roten und grünen und gelben Lampen flammten und flammten sie in das Nachtdunkel hinein. Für wen? Fast leer waren die Straßen hier draußen. Nur hin und wieder jagte ein Wagen hindurch.

Für wen?

Wir denken an sie nur als die Menschen von Geldsucht getrieben. Ist hier nicht mehr? Ist hier nicht das Gefühl, mitteilen zu wollen, aus Freude, Weihnachtsfreude geben zu müssen?

Für wen?

Auch für mich. Und ich habe mich mit ihnen allen gefreut. Es kennt mich keiner von ihnen, und ich kenne sie nicht. Aber frohe Weihnachten, viel Freude und Licht euch allen von Kansas City!

★

Milwaukee, 26. Dezember

18.

Es gibt Leute, die nur deshalb die Fremdwörter lieben und sie gebrauchen, weil sie nach ihrer Ansicht besser die Feinheiten oder Abstufungen eines Begriffs wiedergeben, als das ungeschlachte deutsche Wort. Ich habe solche feinfühligen Seelen des öfteren um ein schönes Fremdwort für Rollmops gebeten, einfach weil mir das deutsche Wort den Begriff nicht zu decken scheint, wenigstens nicht ganz. Ich finde überhaupt, es ist gar nicht so einfach, mit ein paar Worten zu sagen, was ein Rollmops ist? Wäre ich Deutschlehrer, ich ließe meine Tertianer einen Klassenaufsatz über den Rollmops schreiben. Ich hielte den für wichtiger, als einen über den Nutzen und Schaden der Kreuzzüge oder einen über die Charaktereigenschaften von Hermann und Dorothea.

Was ein Rollmops ist, wußte keiner besser zu schätzen, als mein Bruder Berni. Während sich andere Jungen seines Alters zu Weihnachten ein Briefmarkenalbum wünschten oder ein Taschenmesser mit sechs Klingen, Säge und Korkenzieher, hatte er keinen höheren Weihnachtswunsch, als fünfzehn Pfennig — das war damals der Preis für einen Rollmops. Und ich weiß: wenn wir anderen noch um den brennenden Tannenbaum saßen, dann war er plötzlich verschwunden. Dann war er fix zu Krämer Eggers hinübergeflitzt und hatte sich seinen Rollmops geholt. Zu Krämer Lange an der Ecke ging er dann nicht; da waren die Rollmöpse nicht so frisch — er war Kenner. Ebenso plötzlich saß er wieder bei uns. Seine plietschen Augen sagten uns mehr als Worte, daß er seine besondere Weihnachtsfreude gerade hinter sich hatte. So hat er den Rollmops zur Tradition werden lassen.

Es dürfte wenige geben, die nicht zu Weihnachten

einen Rollmopswunsch hätten. Weihnachten ist nun einmal das Fest der Wünsche, und ganz tief irgendwo sitzt solch ein Herzenswunsch, und ganz groß ist die Freude, geht er wirklich und in helle Erfüllung.

Mein Wunsch war, Weihnachten in Milwaukee zu sein. An der Stadt lag mir weniger. Ich wußte, sie liegt am großen Michigan-See. Ich hatte gerade gelesen, daß sie über eine halbe Million Einwohner zählt, daß sie zum Staat Wisconsin gehört, und daß dieser Staat ungefähr doppelt so groß ist wie Bayern, dabei aber nicht halb soviel Einwohner hat, nämlich nur 2,8 Millionen. Von diesem Staat hieß es ferner, daß dort alle Getreidearten gebaut würden, und zwar mit größtem Erfolg. Es würden dort mehr Erbsen gepflückt, als in jedem anderen Staat, und es hätte auch außergewöhnliche Obsternten.

Führend dazu wäre der Staat in der Milchwirtschaft. So habe z. B. im Jahre 1923 der Wert der in 62 132 Butter-, Käse- und Kondens-Milchfabriken erzeugten Waren 270 Millionen Dollar betragen. In den Gießereien, Maschinen-, Automobil-, Holz-, Papier-, Leder-, Schuh-, Möbel- usw. Fabriken seien 1923 Werte von rund 190 Millionen Dollar erzeugt worden. Und schließlich, es gäbe in dem Staat 189 295 Farmen mit 22 148 223 acres angebauter Fläche. Traurig schien es mir nur, daß man in den riesigen Wäldern stark aufgeräumt hatte, ohne sie wieder aufzuforsten. Es ist dies ja leider das Los vieler der riesigen amerikanischen Waldbestände bis jetzt gewesen. Man sieht auch ein, so könne es nicht weitergehen, aber vom Raubbau zum Anbau ist ein großer Schritt. In Kanada ist die Erkenntnis schon früher durchgedrungen, wenigstens, daß man die Wälder schützen müsse. In den Schulen weist man darauf hin und auf jedem Bahnhof ist ein Plakat mit vielen Bildern angeschlagen, wie man die Wälder z e r s t ö r e n, und wie man sie schützen könne. Hier aber wird noch zu viel aus dem Vollen gewirtschaftet. Immer sich stolz auf das Eine verlassend: America is a rich country — Amerika ist ein reiches Land.

Reich auch an Gegensätzen. Reich deshalb auch an Frömmigkeit. Wo viel Schatten ist, muß viel Licht sein. Oder ist das kein Licht, wenn schon um 2 Uhr nachmittags vor Weihnachten an jedem Beichtstuhl bis zu dreißig knien und die Bänke bis in die späte Nacht hinein nicht leer werden? So sah ich es auf der Durchreise in Chikago. Und es standen acht Beichtstühle in der Kirche. Und die dort knieten, waren in der großen Überzahl Männer. In einer anderen Kirche, nur zehn Minuten davon entfernt, erlebte ich dasselbe. Wir reden so oft von der tiefen deutschen Frömmigkeit, und als wäre sie etwas, das uns kein anderes Volk nachmachen könne. Wir haben nicht den geringsten Grund, mit dem Daumen über die Schulter auf Andere zu weisen. Daß wir unsere Frömmigkeit tiefer nehmen, ist mehr eine Behauptung. Wir nehmen sie wissenschaftlicher, das ist möglich. Aber wissenschaftlich nehmen wir auch einen Flohzirkus.

Die Kreuzkirche — Holy-Cross-Curch — in Milwaukee liegt außerhalb der Geschäftsstadt. Nicht lange her, da standen hier nur wenige Häuser, und es wäre ein Wagnis gewesen, sie zu bauen, hätte sich gegenüber nicht einer der Friedhöfe ausgedehnt. Jetzt gehört schon die neue Antoniuskirche zur Stadt, und sie liegt noch eine halbe Stunde weiter hinaus. Straßen reihen sich an Straßen, immer neue entstehen, und mit ihnen, nicht nach ihnen, neue Kirchen und Gemeinden. Sie sind nicht prunkvoll, diese Kirchen. Es sind mehr Kapellen, Notkirchen sagt man bei uns bedauernd. Im Englischen gibt es dafür kein Wort. Nicht einmal temporary — zeitweilig — würde es decken. Denn zeitweilig ist alles in dieser Zeit und besonders in diesem Land. Was heute steht, ist morgen gefallen. Wo heute Katholiken in Mehrzahl wohnen, haben sich in ein paar Jahren vielleicht Orientalen niedergelassen. Wo heute ein reiches Viertel protzt, krebsen nach einer Schwenkung in der Entwicklung — vielleicht nur der Laune, — wer weiß wie schnell, Arme durchs Leben. Vielleicht steigen

ebenso bald Wolkenkratzer da auf. Alles ist in Bewegung. Will die Kirche in dieser Bewegung mitleben und helfen, dann muß sie sich ihr anpassen, ebenso beweglich und leicht. Holzbauten sind es darum hier oft, oder Beträume einfachster Art. Aber sie erfüllen ihren Zweck; sie sammeln und dienen der inneren Sammlung besser als Prunkbauten. Sie halten zusammen, sie bilden die Gemeinde. Gemeinde, nicht etwa bloß eine Versammlung; die findet sich auch im Kino zusammen. Gemeinde ist mehr, ist gemeinsames Wohl und Wehe, ist Kennenlernen und Gekanntsein, ist nicht Karthotek in Kästen, sondern in Herzen.

Daher auch der Opfergeist.

Die Kreuzgemeinde ist klein. Sie hat noch nicht fünfhundert Familien. Aber sie hat eine eigene vollklassige Volksschule mit Aula, ein Schwesternhaus und dann die hübsche Kirche mit der großen Kreuzigungsgruppe nach der Straße zu. Alles das hat sie selbst gebaut und erhält sie, und die Priester und Lehrkräfte dazu. Staatszuschuß gibt es nicht, nicht einmal für die Lehrer. Kleine Leute sind es, die zur Gemeinde gehören, aber bis Ende November hatten sie doch 23 000 Dollar für Schule und Kirche geopfert. Sie wissen eben, daß es in der Kirche Gottes ohne Opfer nicht geht, und fühlen es, daß nur das Opfer den Menschen verinnerlicht, ihn demütigt und doch erhebt. Sie wissen auch, daß alles im Leben Geld kostet, also auch Kirchen und Caritas. Für sie, die Menschen der Wirklichkeit und Tatsachen, gibt es den Schrei nach dem Staat ebensowenig wie nach der Kirche.

Um halb zehn Uhr wurde die Kirche auf eine Stunde geschlossen. Da wollten wir unter uns sein. Da stellten wir uns, Patres und Brüder, um den Christbaum. Er war nicht mit elektrischen Birnen behangen, er hatte richtige Weihnachtskerzen aus der deutschen Heimat. Wir halfen alle beim Anstecken, der längste zuletzt. Dann sangen wir unsere deutschen Weihnachtslieder, eins nach dem anderen, und sahen wie die Kinder ins Licht.

Auf den langen Tischen des Refektoriums lagen unsere Geschenke und standen unsere Teller mit Äpfeln und Nüssen und dem Weihnachtsgebäck, das der gute Bruder Koch nach heimatlicher Art so vielfältig gebacken. Ich hatte auch meinen Teller und mein Geschenk, und ich war doch ein Fremder. Aber ich war bei Brüdern, und darum hatten sie mich nicht vergessen.

Das war es ja auch gewesen: ich wollte bei meinen Brüdern Weihnachten feiern. Weihnachten im großen fremden Land bei Brüdern!

Christmette unter deutschen Glaubensbrüdern im Ausland. Wie oft hatte ich sie in London erlebt. Aber da war ich Gebender gewesen. Es waren die Mitglieder unserer St. Bonifatius-Gemeinde, die zu uns kamen. Hier war ich ein Bittender geworden, ein Fremder, der um seine deutschen Weihnachten bittet.

Die Kirche war bis in die Seitenkapellen gedrängt voll. Die Messe eines deutschen Kirchenmusikers wurde gesungen; es gehörte nicht viel dazu, das herauszuhören. Und deutsche Predigt war auch. Denn ein großer Teil der Gemeinde ist deutsch. Nur wenige von ihnen sind eingewandert; die meisten sind schon im Lande geboren.

Zur Opferung habe ich dann den Sammelteller genommen und bin durch die Kirche gegangen, von Bank zu Bank. Ich kannte keinen, aber ich wollte sie alle so gern einmal sehen, die noch deutsch beten und singen konnten und der deutschen Weihnacht in der alten Heimat gedachten . . .

Und nun singen sie es . . . und ich höre sie wieder, die schönste Stelle im ganzen Lied: „. . . o, wie lacht Lieb aus deinem göttlichen Mund . . .!“

Die Antoniusmission am Westrand der Stadt ist aus einer Abzweigung von der Kreuzgemeinde entstanden und wird auch von den Pallottinern verwaltet. Ihre Kirche würden wir ohne weiteres als Notkirche bezeichnen. Sie ist es aber nicht, sie ist eine ausgewachsene Kirche. Ganz neu ist sie, wie überhaupt dieser sich so schnell entwickelnde Stadtteil. Vor zwei Jahren war nur

da und dort ein Häuschen zu sehen, wie man sie überall weit vor der Stadt hinstellt. Aber die Ausdehnung der Stadt wächst, wächst wie ein Riesenkind. So sagen sie, so rechnen sie, so handeln sie. Fehlschläge, gibt es nicht!

Damals waren es nur ein paar Oesterreicher und Italiener, die hier wohnten. Jetzt gehören zur Antonius-Mission schon über zweihundert Familien, und sie hat außer der Kirche schon ihre Pfarrschule, ein Schwesternhaus und ein nettes Pfarrhaus. Unter der geräumigen Kirche ist der helle Gemeindesaal mit Empore und geschmackvoller Bühne. Als der Rektor der Gemeinde mich heute mittag herumführte, hielten die Schulschwestern mit den Kindern die letzte Probe für die Weihnachtsaufführung am Abend. Der Generalvikar der Erzdiözese, ein deutschstämmiger Prälat, und der Bürgermeister hatten ihren Besuch zugesagt: da galt es noch einmal, die künstlerischen Kräfte der Jugend zu prüfen. Lampenfieber hatte keines; sie wären sonst nicht so übermütig gewesen.

Wie ein solches Werk in so kurzer Zeit entstehen konnte, bleibt uns, die wir vor lauter Überlegung nicht schlüssig werden, ein Rätsel. Hier aber sieht man nur die Notwendigkeit, lebt in der Entwicklung und greift einfach zu. Schulden? Sind selbstverständlich. Geldgeber und Geldnehmer wagen gleich viel. Aber sie wagen. Gewinnen sie — desto besser. Verlieren sie — man kann nicht immer gewinnen! Sie wagen!

Bedeutende Kunstbauten erwarte ich von keiner amerikanischen Stadt. Sie können keine haben. Es kann alles nur Nachformung sein, ob es sich nun Gotik oder Renaissance nennt oder sonstwie. Sie kommen darum, genau wie bei uns, über brave Mittelmäßigkeit nicht hinaus. Ich habe es mir darum gespart, irgend eines der öffentlichen Gebäude zu besichtigen. Selbst die Jesuskirche der Jesuiten auf der breiten Grand Avenue. Sie ist mit dem Vorlesungsgebäude und dem Verwaltungsgebäude der Marquette-Universität verbunden. Die Universität wurde von den Jesuiten errichtet und

wird von ihnen geleitet. Sie genießt einen guten Ruf und wird von 4800 Studenten besucht.

Nicht weit davon leuchtete auf einem Platz der Doppelstraße ein Riesenchristbaum mir entgegen. Aus 350 Christbäumen hatte man ihn zurechtgezimmert und ihn mit Hunderten und Hunderten von farbigen elektrischen Lampen behängt. Man ist hier die Stadtverwaltung. Sie zieht also nicht bloß Steuern ein, sondern sucht ihren Steuerzahlern zu Weihnachten eine Freude zu machen. Sie stellt den Riesenbaum einfach hin, ohne daß ein Dutzend Sitzungen ihrer Stadtverordneten oder dummes Parteigezänk erst dafür notwendig wäre.

Milwaukee hat den Beinamen: „Neapel von Amerika!" Die Stadt liegt hoch an der Milwaukeebucht. Ich weiß nicht, ob sie den Namen mit Recht trägt. Ich hätte, um es nachzuprüfen, auf den Michigansee hinausfahren müssen. Aber was legt sich bei uns nicht alles den Namen „Schweiz" bei, und die Welt spricht es getreulich nach. Und was liegt daran, und am Namen?

In klarem Blau stand die Sonne über dem See, und golden flammte das blanke Wasser. Zwei Dampfer nur waren zu sehen. Langsam entfernten sie sich voneinander, nach Norden der eine, nach Süden der andere. Leise nur rührten ihre Schrauben die See auf, und die kleinen Wellen flimmerten im Licht . . .

Ferne hat man hier oben. Weit, weit drüben vergingen Himmel und See in feinem Dunst. Und schön war es hier oben. So schön! Drüben dehnen sich die Straßen zwischen den Bäumen, reiht sich Villa an Villa, heben sich Kuppeln und Spitzen heraus, und mählich senkt sich alles der flimmernden Fläche zu. Langsam fahren die Autos an mir vorbei am Ufer entlang . . . Wer möchte nicht den Glanz der weichen Wintersonne schlürfend genießen, dies Weihnachtsspiel von Wasser und Licht und Luft? Spielt, o spielt weiter, ihr liebsten Spielmänner Gottes! Spielt! Sonst frieren wir alle und sterben . . .

Weihnachtssonne, Stephanstag, Tag hinjubelnden Opfertods . . . leise versinkst auch du . . .

19.

Fachmännisch ausgedrückt gehört ein Bahnhof zu der Gattung der Nutzbauten. Er soll also einer sein. Wer sich aber vom Gegenteil überzeugen will, braucht nur auf den nächsten Bahnhof zu gehen, ob er dabei zehn Schritte in der Dorfstraße macht oder vor der Stadtsehenswürdigkeit eines „klassischen" Gebäudes vorfährt. Möglich wäre noch, daß diese Häuser nur zum Nutzen der Bahn, nicht aber für die Reisenden errichtet werden. Ich denke hierbei gar nicht einmal an unseren Hauptbahnhof in Hamburg, der lieber Spielbudenplatz heißen sollte. Er besteht übrigens bloß aus Seiten. Die eine Seite heißt Abfahrtseite, die andere Anfahrtseite, die dritte: Schuh-Elsner. Die vierte hat noch keinen Namen. Menschlichem Ermessen nach wird sie „Kukirol" heißen; es müßte denn sein, daß sich die Reichsbahndirektion im letzten Augenblick noch für „Erdal" entschiede. Ich habe im Laufe der Jahre nicht bloß alle Reichsbahnhöfe der größeren Städte kennen gelernt, sondern einen ausreichenden Teil von Dorf- und Sekundär-Bahnhöfen. Dabei habe ich gefunden, daß auf den Sekundärbahnen eine wirklich humane Gesinnung herrscht. Nicht deshalb, weil man sich die Fahrkarten beim Gastwirt oder beim Krämer kaufen kann und den Mann noch nebenher in Brot setzt. Nein, der Geist ist dort ein anderer. Man wird mehr als Kunde angesehen, den die Bahngesellschaft sich gern erhält, also mehr als Mensch. An den Schaltern der Reichsbahn fühlt man sich als Eindringling. Man möchte sich am liebsten entschuldigen, daß man den Schaltermann stört, daß man überhaupt reist. Ich wenigstens freue mich jedesmal wie ein Stint, daß ich keinen Verweis bekomme.

Wie nett ist es da auf den hiesigen großen Bahnhöfen! An jedem Schalter steht deutlich lesbar der Name des Schaltermannes. Ich habe keinen von diesen vielen Namen behalten. Und doch ist es mir, als wäre ich zu jedem in persönliche Beziehung getreten. Ich habe da nicht mit einem menschlichen Fahrkartenautomaten zu tun, sondern Herr C. D. MacCaul oder Herr J. O. L. O'Donnell oder Herr G. P. Samson hat mir eine Fahrgelegenheit besorgt — die beste, sicherste und angenehmste in den Vereinigten Staaten — das glaube ich ihm gern. Und ich danke ihm gern, dem Herrn C. D. Mac Caul; ich habe dazu einen Grund. Auf der Reichsbahn habe ich keinen und sage doch danke — vielleicht hilfts! Ich gebe auf diesen Bahnhöfen auch ganz gern mein Gepäck auf. Es ist etwas teurer als bei der Reichsbahn. Ich werde dafür aber besser behandelt, um 100 Prozent mindestens. Ich fühle es ordentlich: man will mir helfen, und nicht etwa: man muß. Ist es nicht so: vieles im Leben, auch das Geschäft, sogar der Bürokratismus könnte angenehmer, viel, viel angenehmer werden, wenn wir wieder persönlicher, naiver, menschlicher würden.

Die besten Bahnhöfe habe ich in England gefunden. Man hat dort nicht das peinliche Gefühl, des An-die-Luft-gesetzten, sobald man den Zug verläßt. Man ist in einem Haus, man weiß sich geborgen: durchweg ist mit dem Bahnhof ein Hotel verbunden oder es ist gleich nebenan. Und die Bahngesellschaften setzen ihren Stolz darein, dies ihr Bahnhofs-Hotel fein und behaglich zu führen; jeder soll es weiter empfehlen.

In Kanada haben die großen Bahngesellschaften auch ihre Hotels. Hier in den Staaten ist es ähnlich. Es sind Prachtbauten und von ausgesuchter Bequemlichkeit. Ich habe verschiedene davon genau angesehen.

Union-Station in Chicago ist ein herrlicher Bahnhof. Er ist zwar mit keinem Hotel verbunden, aber er ist wie eine riesige Gaststätte. Alles ist weit, hoch und hell. Und so mollig. Man hört kein Gerassel und Geschnaufe, man riecht keinen Kohlendunst und kein Oel,

man fühlt keine Zugluft, keinen Regen und keinen Windstoß. Man kommt in keine verqualmte Halle mit russigen und zersprungenen Glasscheiben. Man ist nicht der Reisende, ausgestoßen und verlassen. Man ist der Gast, der Mittelpunkt, für den alles da ist: das flutende Licht, die frohe Wärme und die freundlichen Helfer, seien es Auskunft, Schutzmann, schwarzer Dienstmann oder der Schaffner an der Tür zum Bahngeleise.

Union-Station sind eigentlich zwei Gebäude; sie nehmen zwei ganze Straßengevierte ein. Unter dem einen Gebäude liegen die Geleise, die An- und Abfahrtstellen, und unter dem anderen mit den Verwaltungsräumen, liegt der Riesenwarteraum. An den 24 tracks (An- und Abfahrtstellen) werden täglich 50 000 Reisende und 400 Tonnen Gepäck befördert. Der Warteraum besteht aus zwei gewaltigen Hallen, an die sich alle jene Einrichtungen anschließen, die zu einem modernen Bahnhof nun einmal gehören. Außer Kaffee-, Frühstücksraum, Bar und Restaurant, Blumen- usw. und Verschönerungsläden (Beauty shops) gibt es dort sogar in feinster Aufmachung ein kleines Warenhaus. Alles das nicht etwa angepappt unter möglichster Ausnutzung des Raumes und des Reisenden, sondern einladend, hell und luftig, immer mit der Geste: freundliche Reklame bezahlt sich.

Anders als auf diesem Luxusbahnhof sieht es allerdings auf den gewöhnlichen Stadt- und Ortsbahnhöfen aus. Sie sind so einfach, ja eng, dürftig und unordentlich, daß die „Sprechsäle" unsere Provinzzeitungen daraus das ganze Jahr hindurch mit Stoff versorgt werden könnten. In diesem Land der Riesenentfernungen haben nur die Endpunkte und großen Knotenstellen Bedeutung. Zu ihnen zieht alles hin, an ihnen wickelt sich der eigentliche Handel und Verkehr ab. Alle anderen wissen, daß sie wenig oder nichts sind oder in erster Entwicklung; ihre Ansprüche zielen darum nur auf das Ende.

Help please our city clean! — Halten Sie bitte unsere Stadt mit sauber!

Diese Bitte steht etwa nicht auf dem Steuerzettel oder an den Polizeistationen von Chicago und auch nicht in den Straßenbahnwagen — alles Plätze, wo ein hohes, höchstes und allerhöchstes Reichsdeutsches Gesundheitsamt sie anbringen würde. Nein, sie ist in großen Lettern und zwar ohne jede Strafandrohung auf jedem Müllwagen von Chicago zu lesen.

Ich habe nun nicht die Absicht, mich irgendwie über den Nutzen der Müllwagen im Allgemeinen zu verbreiten; er ist selbstverständlich kolossal, wie alles bei uns. Auch will ich keine Abhandlung über die Vorzüge der amerikanischen Müllwagen schreiben. Das überlasse ich lieber einer „Kommission“, die eigens zum Studium der amerikanischen Abfuhrverhältnisse demnächst hierher geschickt werden dürfte. Ich möchte bei dieser Gelegenheit nur betonen, wie hoch ich die Müllabfuhr für die Erziehung eines gesamten Volkes einschätze. Es kann ein Volk ohne Universitäten bestehen, es braucht auch keine Museen und nicht einmal einen Reichstag — wenigstens läßt sich das denken — es geht aber nicht ohne eine geordnete Müllabfuhr. Ich werde mich darum immer für eine Hebung der Müllkutscher und ihrer Gehälter einsetzen. Auch dafür, daß sie am Tage ihr ehrsames Handwerk ausüben, weil sie dadurch ihre Mitbürger stärker zur Reinlichhaltung ihrer Häuser und Straßen ermahnen, als wenn sie wie Lichtscheue in der Nacht mit ihren schweren Wagen herumbollern. Freilich würde so denen das Leben erschwert, die jetzt im Schatten der Nacht aus der Untersuchung der Mülleimer einen Nahrungszweig machen, sei es daß sie Glas oder Lumpen oder Blechdosen oder Knochen sammeln — bei uns in Hamburg hat man sie bezeichnenderweise Naturforscher genannt. Ich will das lieber einer streng wissenschaftlichen Untersuchung überlassen. Jedenfalls wird für mich mit dem Wort Chicago der Begriff einer liebenswürdig gemachten städtischen Müllabfuhr unzertrennlich verbunden bleiben. Ihre Müllwagen waren mein erstes Begegnis, und durch den Spruch wurden sie

geradezu zu einem Erlebnis. Man denke sich nur: eine Behörde bittet — wo kommt das sonst vor!

Eine Stadt, die eine so nette Verwaltung hat, und so nette Bürger, die sie nur zu bitten braucht, die kann gar nicht die üble Verbrecherstadt sein, als die sie ausgeschrien wird. Gewiß kann dort täglich ein Mord vorkommen. Aber haben die Mörder immer allein die Schuld?

Zum Beispiel: Jeder weiß, es ist gesetzlich verboten, Alkohol herzustellen oder zu verkaufen. Jeder weiß aber auch, es ist nicht leicht, Alkohol hereinzuschmuggeln und zu vertreiben. Wenn sich darum die Alkoholschmuggler (Bootlegger) zusammentun und die Stadtteile regelrecht und ordnungshalber unter sich aufteilen, dann hat keiner ein Recht, in einem fremden Stadtteil zu grasen. Tut er es trotzdem, ist das unfair. Was kann er erwarten? — Anfang der Woche glaube ich, war es, da hat man einen solchen auf offener Straße, vor der Kathedrale, ohne Verhandlung niedergeschossen. Ordnung muß sein; auch die Gauner haben ihren Ehrenkodex.

Heute bin ich drei Tage in der Stadt. Ich bin in den reichsten und in den ärmsten Vierteln der Stadt gewesen. Etwas Aufregendes — man hatte mir wirklich Graulen gemacht — habe ich nicht erlebt. Nicht einmal, daß ein Hund überfahren wurde.

Der Verkehr in den Geschäftsstraßen des loop-district, ist einfach entsetzlich. Berlin mit seinem Leipziger- und Potsdamerplatz ist ein Exerzierplatz dagegen. Auch das Getriebe Londons, sei es an der Bank of England oder in Oxford Street, selbst das Mittagleben im New Yorker Broadway ist Ruhe gegen das Geschiebe und Gedränge und Getöse in diesen Geschäftsstraßen Chicagos. Die Stadt hat keine Untergrundbahn. Während New York auf Felsboden steht, in den sie ihre Untergrundbahnen (subways) eine nach der anderen hineinbohrt, ist hier überall Sand und andere wissenschaftliche Lagerungen, die den Bau solcher Bahnen nicht zulassen sollen. Es bleiben somit nur Elektrische Bahnen und Hochbahnen übrig.

Nun male man sich folgendes aus: Es gibt kaum eine zweite Stadt in den Vereinigten Staaten mit so vielen Autos, ausgenommen Detroit, wo Henry Ford seine Flivver zu Tausenden täglich fabriziert und Los Angeles, wo jeder zweite Mensch sein Auto fährt. Sie alle drängen sich durch die Geschäftsstraßen hindurch. Es brauchen diesen Straßen nur die Hochbahnen zu folgen; sonderlich hoch gebaut sind sie nicht, die Häuser dafür desto höher . . . und eine Minute nach der anderen rollt und rummelt droben ein Zug . . . und unter ihnen entlang rattern und rasseln die Elektrischen . . . und der Zusatz-Lärm, der sich dadurch auch für den Laien ohne weiteres ergibt . . . alles das in verhältnismäßig engen und hohen Straßen . . . es gibt wahrhaftig andere Lebensgenüsse, als sich morgens, mittags oder gar nachmittags hier durchquetschen zu müssen.

Nur am Abend wird es hier ruhiger. Und heller. Dann leuchten alle Fenster und Läden auf. Das Spiel der hundert und hundert Lichtreklamen zittert in verhaltener Freude durch die Straßen. Die gewaltigen Türme der Riesengeschäftshäuser wirken wie andächtige Lichtsäulen im Dunkeln. Sie möchten die milden Lichter vom Nachthimmel auf das Dunkel der Erde herabziehen. Viel Licht braucht man hier, viel Licht. Den Tag verdunkeln die Sorgen und die Räder und Riemen der Arbeitsmaschine. Der Abend erst fängt an, dem Menschen als Menschen zu dienen. Der Abend und die Nacht. Und darum müssen sie hell sein.

Ich hatte mir diese Stadt so ganz anders gedacht. Ich malte sie mir aus wie ein schmutziges Stück London, schmutzig wie es im äußeren Osten der Stadt ist. — Gewiß, schmutzig ist sie. Es gibt noch keine Rauchverbrennung wie in New York. Überall darum dringt der Rauch hin, und wer nichts anderes zu tun hat, kann den ganzen Tag daran bleiben, sich die Hände zu waschen.

Es gibt auch recht schmutzige Straßen. Besonders schmutzig ist es in den Judenstraßen. Was man in

Hamburg in die Fleete (Kanäle) wirft, löcherige Töpfe, tote Katzen, alte Kinderwagen und zerrissene Matratzen, das liegt hier in den Rinnsteinen oder auf dem Fußweg. Ist genug zusammen, dann tragen die Jungens es auf einen Haufen und stecken es an. Die Polizei hat das gern. Es ist immer noch besser, als wenn das Gerümpel den Platz wegnimmt. Wer durch diese Gegenden mit der Hochbahn fährt, der vertieft sich am besten in seine Zeitung oder lernt die Reklamen an den Wänden auswendig. Nur werfe er keinen Blick in die Höfe und Winkelgassen dort unten; er würde dort mehr als Stiefel a. D., leere Bierflaschen oder bodenlose Eimer erschauen.

Gewiß gibt es hier auch sonstigen Schmutz. Aber wo gibt es den nicht? Und schließlich bin ich nicht hierhergekommen, um alles Häßliche aufzustöbern. Da hätte ich ebensogut zuhause bleiben können und hätte Arbeit genug gehabt. Nein, es ist hier so viel Schönes, daß ich als Chicagoer nicht einmal Hamburg vorziehen würde. Man braucht nur einen Blick auf die Karte von der Umgebung zu werfen. Welch eine Abwechslung! Und dann die Stadt selbst! Diese Parks und diese wundervolle Lage am See! Wo findet sich eine Geschäftsstraße wie Michigan Avenue, die mit ihren Riesenpalästen auf das glitzernde Wasser hinaussieht? Und wo vereinigen sich anstrengendste Arbeit und froher Lebensgenuß so eng wie an diesem Ufer! Hier die glänzenden Schaufenster, die Banken und tausend Kontore und gleich daneben am Lake Shore Drive (Seeufer-Weg) das herrliche Drake-Hotel und seine kleineren Brüder. Dann die Apartements — Häuser, für deren Größe und Ausstattung uns jede Vorstellung fehlt: Häuser, jedes eine Stadt für sich, mit hunderten und hunderten der bequemsten Wohnungen, und schließlich das ganze ein großes Hotel. Und dann das Strandbad mit seinen Anlagen. Und so stundenweit Strand und Anlagen und Park.

Die Stadt braucht alles das. Denn glühend heiß wird der Sommer. Und ich möchte dann nicht gern in enger

Straße arbeiten und wohnen, wenn der Blutdunst der nahen Riesenschlachthäuser über der Stadt liegt und nicht weichen will. Ich kann es verstehen, wenn es dann jeden hinausdrängt zum See, nur um Bewegung zu sehen und ein paar Stunden Kühlung zu atmen.

Kalt war es heute da draußen, und scharf ging der Wind. Aber ich war wieder am Wasser. Die Sonne sprang über die Eisschollen und vergliterte tief hinten im dunstigen Grau. Dort drüben toste die Stadt — weit, weit. Nein, keine zehn Minuten von mir, nach Norden, Westen und Süden. Nein, sie tost nicht. Sie singt und summt ihr Lied von Kraft und Arbeit und niemüdem Wagemut. Und hier stand ich am Ufer allein, mitten in der Millionenstadt einsam . . . Nicht einsam . . . ich gehöre zu ihr.

★

20.

Ich wohne in einem kleinen Hotel. Klein, so nennt es sich selbst, „klein und behaglich“.

Es hat nur 200 Zimmer. Es ist also wirklich klein, wenn ich es mit Drakes Hotel am Seeuferweg oder gar mit Stevens Hotel vergleiche. Während nämlich Drakes Hotel nur wie ein U ist und nur 15 Stockwerke zählt, hat man bei Stevens Hotel acht oder auch zehn Häuserblocks an einen Mittelbau geschweißt, hat vier Stockwerke unter die Erde gestampft und 25 Stockwerke darüber getrieben. Es bedeckt eine Fläche von 80 000 Fuß im Geviert und schließt 20 Millionen Kubikfuß ein. Es hat 3000 Zimmer mit Fenster nach außen, jedes mit eigenem Badezimmer. Sein Festsaal soll der schönste und größte der Welt sein und hat 4000 Sitzplätze. Wer eine Ausstellung in Chicago abhalten möchte, braucht sich nicht erst lange nach Hallen umzusehen: in den Ausstellungsräumen dieses Hotels hätte er genug Platz dafür; sie umspannen 35 000 Fuß im Geviert. Das Pennsylvania-Hotel in New York nimmt sich wie ein kleiner Bruder dagegen aus. Es ist nur 20 Stockwerke hoch und hat nur 2200 Zimmer.

Im ersten Augenblick könnte es einem bei solchen Zahlen schwindlig werden. Man könnte dieses Hotel für die ungemütlichsten Gaststätten der Welt halten. Sie wären es sicher, wären sie nach deutschem Muster „aufgezogen“, mit deutschem, Ehrfurcht gebietenden, goldstrotzenden Pförtner (Portier genannt), mit deutschem, peinlich genauem Direktor und deutschen Obern in den verschiedensten Abstufungen. Will ich bei uns nur einen Blick in die Vorräume eines Hotels werfen, dann muß ich es schon unter einem Vorwande tun. Ich muß

fragen, ob etwa Herr Ewald H. Leisegang gestern abend hier abgestiegen sei, oder wieviel Tage vorher ich für meinen Freund, Herrn Oberfinanzdirektor Krümelmann, ein Zimmer bestellen müsse. Will ich es gar besichtigen, dann bedauert man entweder unendlich oder hat eine andere Ausflucht. Hier brauche ich keinen Erlaubnisschein, nicht einmal die Genehmigung des Herrn Ober. Ich gehe einfach hinein und lasse mich zu den Festsälen hinauffahren oder zum Dachgarten oder sehe mir die Speisesäle an. Jeder ist willkommen. Anschläge laden ein, sich doch ja die Säle anzusehen. Jeder, der das Hotel gesehen hat, könnte doch eines Tages selbst als Gast kommen oder es Freunden empfehlen.

Die weiten, mit gepolsterten Stühlen, Sesseln und Bänken ausgestatteten Vorhallen dieser Hotels sind darum zu allgemeinen Treffpunkten geworden. Man setzt sich hin, hört der Musik zu, wartet, liest seine Zeitung, trifft sich, bespricht sich und geht. Oder: man sucht sich den Fernsprechautomaten oder gibt ein Telegramm auf oder geht ins Schreibzimmer und schreibt seine Neujahrsbriefe. Und kein Goldbetreßter und kein Mann im Frack kommt und fragt strafenderweise: Haben Sie hier ein Zimmer?

Aus dem Innern der Stadt bis zu meinem Hotel fahre ich eine halbe Stunde mit dem Autobus. Es ist recht kalt, aber trotzdem sitze ich lieber oben. Da sehe ich am Hauptbahnhof die hunderte von Autos und sehe in einem Augenblick Hoffnung und Eile und sehr müde Menschen, gehetzt und zermürbt . . . Wenn ich Glück habe, spaltet sich gerade vor uns die Brücke und läßt ein Schiff hindurch oder zwei, und langsam neigen sich die Kolosse wieder und nehmen uns und tausend andere willig auf ihren Rücken . . . Und dann immer die Haltestellen — ach, es gibt so viel zu sehen auf solch einer Fahrt! Die vielen Fabriken! Und da und dort steht eine leer und ist zu verkaufen. Die vielen Kirchen! Alle paar Straßenecken steht eine von dieser oder jenen religiösen Gemeinschaft. — Und langsam kommen wir

heraus aus allem Getriebe. Und kleiner werden die Häuser. Ganz breit wird die Straße, wo mein „bus" endlich für mich hält. Und fährt er weiter — es kostet nicht mehr — dann kommt er an den Humboldt-Park und an den schönen niedrigen Häusern vorbei, da wo keine Elektrischen sausen, sondern nur Autos und Autos.

Ich freue mich schon auf die Fahrt morgen früh. Der Morgennebel liegt dann noch in den Straßen. Wach ist sie längst schon, die große Stadt. Aber mir ist es, als spüre ich ihn dann am hellsten, als lebe ich mit in ihm, im Atem ihrer Arbeit.

Auf dem kleinen Tisch meines Zimmers liegt ein schwarzgebundenes Buch: es ist die Heilige Schrift. So liegt sie auf jedem der 200 Zimmer meines Hotels. und in den 3000 Zimmern von Stevens Hotel liegt sie auch, und so in den anderen, großen und kleinen Hotels der Stadt. Die sie dahin gelegt haben, sind keine Bibelgesellschaften es sind The Gideons So nennen sie sich auf dem Einband. Wer sind sie, diese Gideons? Sie nennen sich selbst: The Christian Forces of this City of Chicago — die christlichen Streitkräfte dieser Stadt Chicago. —

Zwei reisende Kaufleute haben — ich weiß nicht wann — diese Vereinigung gegründet. Was ihre Mitglieder wollen ist dies: sich gegenseitig aufmuntern in des Meisters Werk und jede Gelegenheit ausnutzen, um das Leben ihrer Standesgenossen zu veredeln. Jeder, dessen Beruf kaufmännischer Reisender ist, der glaubt an Jesus Christus als an den ewigen Sohn Gottes, und der drei Monate einer öffentlichen Kirchengemeinde angehört, kann Gideone werden. Ihr Wahlspruch ist: Richter 7, 21; wie Gideon und seine Getreuen jeder auf seinem Platz stehen, rund um das Lager der Feinde. Ihre Kampfesweise ist: das Wort Gottes in den Hotelzimmern aufzulegen. Und sie helfen es lesen und verstehen. Ein 2. Blatt sagt: die größte Predigt: Matth. 5, 6, 7. Das höchste Opfer

für alle: Isaias 55 . . . Bist Du einsam, sind deine Freunde untreu, lies Psalm 23 und 27, Lukas 15 . . . Geht das Geschäft schlecht, Psalm 37, Joh. 15 . . . Bist du entmutigt, Psalm 126, Joh. 24 . . . Hast du Vertrauen verloren, 1. Kor. 13 . . . Bist du sündenmüde, Lukas 10, 9—14, 18, 35—43; Joh. 9 . . . Hast du Erfolg, 1. Kor. 10, 12.

Ich weiß nicht, ob die beiden Gründer es zu reichen Kaufleuten gebracht haben; fromme Leute kommen selten zu Geld. Sicher hat mancher ihrer Standesgenossen — und wäre es aus Langerweile, ja wäre es aus Spott gewesen, — zu dem unscheinbaren schwarzen Buch gegriffen, hat darin geblättert . . . Und eine Zeile darin ist ihm zum Segen geworden . . . Vielleicht noch nicht gleich . . . aber einmal segnet dies heilige Buch jeden . . .

Be blessed and be a blessing, heißt es so einfach auf dem Blatt der Gideonen: Sei gesegnet und sei Segen! — Und ich gehe unsere deutschen kaufmännischen Verbände durch — ich kenne sie alle — und ich frage mich: sie, die über den Dollar-Kaufmann leise und laut spötteln, wo ist ihr Segen? Und ich denke an die 3000 Zimmer in Stevens Hotel, dieses Hotels, das spielend allein den ganzen Fremdenverkehr von zweimal Hamburg (monatlich 45 000 Hotelgäste) bewältigen kann. Und an den Segen, der von diesen beiden Kaufleuten immer noch ausgeht . . .

Wie jede bessere Stadt in den Staaten hat auch Chicago ihr Museum. Es nennt sich Art Institute of Chicago und liegt in schönster Lage an der Michigan-Avenue. Außer den Kunstsammlungen beherbergt das Gebäude eine Kunstausstellung, eine Kunstbibliothek und die Kunstschule, also wie bei uns. Daß es ein Renaissancebau ist, nehme ich der Stadtverwaltung nicht weiter übel, wohl aber, daß sie für den Besuch ein Eintrittsgeld erhebt. Da sind wir in Hamburg weiter. Wir haben nämlich eine Kunsthalle, auch Kunstschuppen genannt (Schuppen ist uns geläufiger). Eigentlich sind es zwei,

weil sie aus zwei Stücken besteht, ein Stück mit Kuppel und ein Stück ohne. Aber das gehört nicht hierher, sondern in die „Hamburger Bürgerschaft". Dann haben wir ein Museum für Kunstgewerbe und eins für Völkerkunde und noch ein Naturhistorisches Museum. Für alles das verlangen wir kein Eintrittsgeld; ebensowenig wie für unseren Botanischen Garten, unseren Stadtpark und unser Christianeum (Gefängnis).

Das Art Institute ist reichhaltig, und das erweckt, schade, den Nebeneindruck, als hätte man schnell alles zusammengekauft, um nur nicht hinter ähnlichen Einrichtungen im Rückstand zu sein. Sehr vieles entstammt Schenkungen oder Privatsammlungen. Aus lauter Achtung vor den Stiftern ist man nicht zu einer gründlichen Scheidung von Wertvollem und Wertlosem gekommen. Vielleicht soll auch nur die Menge Eindruck machen: wir haben das größte Museum.

Am besten kommt noch das Kunstgewerbe dabei weg. Es sind dort Majoliken und Porzellane, Spitzen, Gewebe und Geräte, die das Auge des Kenners entzücken müssen. Mit besonderer Liebe hat man gesammelt, was in den Vereinigten Staaten erzeugt worden. Wie freue ich mich, da auch Arbeiten der ersten deutschen Einwanderer zu finden. Hauptsächlich sind es Tonwaren für den täglichen Gebrauch. Sachen einfachster Art. Krüge, Tassen, Teller und Schalen. Aber ein Blümlein, ein Name verrät, wie der einfache Dorftöpfer, mit dem Herzen bei seiner Arbeit gewesen ist. Vielleicht hat er sein Geschäft nur nebenbei betrieben, vielleicht nicht einmal richtig gelernt, aber er mußte von seinem Eigenen hinzutun, er mußte einfach. So verehrungswürdig sind diese einfachen Stücke. Ich wollte, wir hätten etwas davon in unseren heimatlichen Sammlungen. Welchen Sinn hat es, alle möglichen römischen, chinesischen und peruanischen Altertümer zusammenzukratzen und der Arbeiten unserer deutschen Brüder draußen zu vergessen!

Einen Spruch habe ich mir aufgeschrieben. Ich will ihn hierher setzen; er ist so neckisch und dabei so echt

deutsch. Er steht auf einem Zierteller, vielleicht war der irgend ein Festgeschenk:

Jünferlein und Rosenbleder vergehen wie das regenweder. 1802, den 22. May geschrieben von P. V. M.

Ja, alles ist vergänglich. Hoffentlich auch der Kriegswahn! Dem möchte ich es zuschreiben, daß nicht ein Werk eines deutschen Künstlers in diesen Sammlungen vorhanden ist. Von den neueren Franzosen findet sich eine Menge bester Bilder neben einer Unmenge von völlig wertlosen, desgleichen von englischen und amerikanischen Malern. Doch, als einziges deutsches Bild hängt irgendwo ein altes Genrebild Needlessly anxious — unnötig ängstlich — ein Arzt bei einer Mutter mit ihrem kranken Kind. Als Künstler ist genannt: Ernst Zimmermann 1852 —; es ist also uralt. Seit jener Zeit und auch vorher hat Deutschland keinen Künstler geboren? Es gibt keinen Menzel, Leibl, Thoma, nicht einmal einen Lenbach oder Achenbach, die ein Amerikaner mit Durchschnittsbildung allenfalls kennt. Nun, trösten wir uns, man findet auch keinen Böcklin. Nur Hodler ist durch zwei schwache Stücke vertreten.

Ob nicht noch anderswo Schuld liegt? Du liebes Deutsches Reich, Du hast niemals verstanden, was es heißt, deutsche Kulturpropaganda zu treiben! Du hast immer vornehm gemeint, man müsse zu Dir kommen, in Deine Bibliotheken, Deine Schule und Deine Buchläden. Und inzwischen stifteten andere Nationen fremden Universitäten Bücherreihen ihrer Schriftsteller und Gelehrten und gründeten gelehrte Freundschaftsgesellschaften und verhalfen ihren Künstlern zu Ansehen im fremden Lande. — — Also nur keine Klagen, als habe man überall deutsche Kulturwerte verkannt!

Ich wäre sehr dankbar, wenn mir jemand das richtige deutsche Wort für den Bewohner der Stadt Chicago nennen könnte. Heißt es Chicager, Chicagoer, Chicagenser oder Chicagonese? Mit meinem gut bürgerlichen Verstand möchte ich mich einstweilen für das einfachste: Chicagoer, entscheiden.

Also: es wird wohl immer der größte Kummer aller Chicagoer bleiben, daß sie ihre Wolkenkratzer nicht so hoch bauen können wie die New Yorker; der leichte Untergrund, so sagte man mir, würde das nicht zulassen. Sie können sich aber mit denen, die sie haben, gut zufrieden geben. Der Chicago Temple mit seinen 556 Fuß Höhe, nimmt es für sich in Anspruch, das höchste Gebäude der Stadt zu sein. Ehrlich gesagt ist das keine Kunst, denn es hat eine hohe Turmspitze; sie dürfte allein 100 Fuß sein. Ich mag es nur am Abend leiden. Dann sind seine tausend Fenster wie helle Augen und die unsichtbare Beleuchtung der vielen Türmchen und des Maßwerkes im Turmbau quillt wie aus dem Innern hervor.

Für seine Architektur, wie für die der andern Hochbauten habe ich nichts übrig. Sie sind unten ein Stück Gotik oder Renaissance und die Spitze ist ebenso. Auf diese beiden Stücke legt man Wert. Die untern Stockwerke sieht man von der Straße aus, und ebenso die Spitze, weil sie über die Häuserlinie hinausragt. Was zwischen beiden ist, bleibt gleichgültig, ob man ein solches Haus 10 oder 50 Stockwerke hochzieht. So kommt es, daß man vor völlig unausgeglichenen Verhältnissen steht.

Das gilt auch für den Tribune-Turm — Tribune Tower — der sich stolz „das schönste Kontorgebäude der Welt" nennt. Dies stimmt nicht einmal für die Vereinigten Staaten, für Hamburg gewiß nicht. Es dürfte kein Kontorhaus geben, das reiner in der Form wäre und edler in der Vollendung als unser Chile-Haus. Fritz Höger, sein Erbauer, dürfte selbst kaum etwas Schöneres noch hervorbringen. Der Tribune-Turm wurde erst 1925 fertiggestellt und ist 456 Fuß hoch. Er steht an einer oberen und einer unteren Straße, hat sieben Stockwerke unter der oberen Straßenfläche und 34 Stockwerke darüber. In einem Preisausschreiben setzte die Chicago Tribune, die „größte Zeitung der Welt", für diesen ihren Neubau als ersten Preis 50 000 Dollar, für den zweiten Preis 20 000 Dollar usw. aus. Zweitausend Architekten aus aller Welt wollten

sich an dem Preisausschreiben beteiligen. Von den 280 Plänen, die eingingen, waren 170 aus Amerika. Einstimmig wurde der erste Preis den Architekten Howells & Hood zugesprochen. Sie haben sich auf gotische Vorbilder von freistehenden Kirchtürmen in Rouen und Mecheln gestützt, dabei nicht also den Hochbau unserer Zeit geschaffen, nicht einmal den Versuch gemacht. Darin ist New York ihnen über. Gerade die neuesten Hochbauten in New York zeigen, daß man sich von der Anlehnung an frühere Stile freimachen und etwas Eigenes schaffen will.

An Einzelheiten hat der Bau manches Schöne. Besonderen Wert hat man auf eigenartige sinnbildliche Darstellungen gelegt. Mir ist zuviel Gedanke dabei. Wie spielend leicht und natürlich schufen da unsere alten gotischen Meister . . . Du liebes Freiburger Münster . . .

Heute mittag fuhr ich den Turm hinauf bis ins 33. Stockwerk Ich habe in New York auf dem Woolworth Building gestanden, dem höchsten Gebäude der Welt. Der Blick dort oben ins Endlose hatte mich höher gehoben. Als wäre die Erde weit weg. Ich hatte fest aufstehen müssen, um unter mir Boden zu fühlen. Und hier: kein gotischer Strebepfeiler und keine Fialen zogen mich höher . . . Das Maßwerk schien mir Gekribbel, und in den Strebepfeilern sah ich nur die Entlüftungs- und Heizungskamine. Der Michigansee lag trübe wie eine Bleifläche unten. Die Riesenzeiger der Uhr auf dem Wrigley-Gebäude schräg gegenüber schienen sich kaum zu bewegen. Ich wollte schon nachzählen, wieviel Autos jede Minute am Tower vorbeifahren. Da kamen zwei Kinder lachend durch die Tür auf die Plattform gesprungen. Sie jagten und stießen sich herum wie zu Hause. Sie rüttelten an jedem der halbverrosteten Fernrohre. Sie stiegen auf jeden Stein und kamen doch nur eben mit der Nase über die Brüstung. Endlich erreichte er, der Junge, es doch. Er sah und er hörte keinen Erfolg seiner Bemühungen, aber er tat es, er war ein richtiger Junge: er spuckte hinunter.

21.

„Nimm Dir nichts vor, dann schlägt Dir nichts fehl!" So heißt in unsere Schriftsprache übersetzt unser gutes plattdeutsches Sprichwort: Es hat durch die Übersetzung leider seine drastische Kraft verloren und ist lehrhaft geworden. Aber wahr bleibt es auch so. Es wäre nun nichts leichter, als daran eine Betrachtung über die Enttäuschungen, Rohrbrüche und Gasrechnungen des letzten Jahres anzuschließen und vor überspannten Plänen usw. zu warnen. Die Neujahrsaufsätze unserer Zeitungen enthalten darüber gewiß auch in diesem Jahr soviel Nützliches, besonders über den kommenden Preisabbau, daß ich keine packenden Gedanken hinzuzufügen wüßte. Ich habe das Sprichwort mehr für mich hingeschrieben. Es war nämlich meine Absicht gewesen, den Neujahrstag auf dem Ozean zu feiern: welche Fernen hätte das eröffnet: statt dessen sitze ich im Schnellzug Chicago-New York. Er braucht gerade 23 Stunden. Er ist einer der schnellsten Züge. Nur der Broadway Limited fährt schneller, nämlich 21 Stunden. Dafür ist der Zuschlag höher: 9,60 Dollars, während ich für meinen 7,20 Dollar Zuschlag zu bezahlen hatte.

Mein Zug heißt Manhattan Limited. Bei uns würde man ihn den New Yorker 10.30 Schnellzug nennen, weil er um diese Zeit vormittags von Chicago abgeht. Reichsbahnamtlich richtig wäre es nicht. Es hätte sogar jeden gewissenhaften Bahnbeamten ein dienstlicher Schauder zu überlaufen, wenn er so etwas hörte. Nein, es heißt: S 28 oder D 7 oder E 15. So haben wir es zu lernen. Ausbünde von Genauigkeit würden wir, reisten wir, ja, und lebten wir lange genug, um uns ihrer Führung und Erziehung hinzugeben.

Hier haben die Züge wie die Menschen ihren Namen. Den Naturvölkern genügt das; wir, das Kulturvolk, halten uns mehr an Begriffe. Auch die Lokomotiven, selbst Wagen haben ihre Namen, wenigstens die der Pullman-Gesellschaft. Mein Pullman-Wagen heißt Mayfair, der Nachbarwagen heißt Daisy. Zwei Meter lang steht der Name draußen angemalt. Dazu innen an beiden Türen, damit ich ihn auch im Zuge erkenne. Ich habe mich bis jetzt noch nicht in einen anderen Wagen verlaufen. Der Name ist so leicht zu behalten. Und er klingt so schön: Mayfair! Jeder Name klingt schön. Die Wagennummer ist mir schon entfallen, ehe ich mich umgedreht habe — man wird alt. Aber Mayfair, meinen Wagen, kenne ich. Und auch die Lokomotive, meine Lokomotive; sie heißt Pittsburgh. Pittsburgh ist eine feine Lokomotive. Wie so stolz sie daherkommt! Und wie sie läuft! Sie fliegt ordentlich. Ich hätte sie am liebsten gestreichelt, meine Pittsburgh, als sie ausgespannt wurde; sie hatte sich so brav gehalten. Meine neue Lokomotive heißt Indiana. Sie hat einen schwarzen Heizer und einen Maschinisten mit hellblonden Haaren; ob der nicht ein Deutscher ist? Heil und frohe Fahrt, Bruder!

Welche Klasse ich fahre? 3., 2. oder 1., je nachdem ich mich als Steuerzahler fühle, die Bahngesellschaft macht keinen Unterschied; sie hat nur eine Klasse. Die Wagen haben nicht einmal Abteile. Sie sind sehr lang, haben nur einen Mittelgang und zu beiden Seiten zweisitzige Polsterbänke. Wem das nicht genug ist, der kann auch in bequemen Sesseln sitzen. Er muß nur mehr bezahlen. Er geht in den Parlor-Wagen, der sich in allen Zügen ohne Schlafwagen befindet. Oder er bleibt in seinem Schlafwagen. Tagsüber hängt man nämlich die Schlafwagen auf den langen Strecken nicht ab. Der schwarze Diener richtet sie in der Frühe für den Tagesgebrauch viersitzig ein. Parlor-Wagen und Schlafwagen, gehören auf allen Strecken der Pullman-Gesellschaft. Westlich von Chicago führen die Bahnen noch Wagen mit Badeeinrichtung, Friseurladen und Schreibzimmer. Auch sonst tun die Bahngesellschaften alles, um ihren Kunden auf den langen Strecken die Zeit zu verkürzen. So legt sie die neuesten Tageszeitungen im letzten Wagen des Zuges, dem Observation-car auf. Dieser Aussichtswagen hat eine offene Plattform mit Liegestühlen. In Kanada hat er sogar an jedem Sitz einen Radiohörer zur freien Benutzung. Der Radioangestellte paßt schon auf, daß seine Gäste nur das Beste zu hören bekommen, besonders, wenn er den Lautsprecher einstellt. Ihm übergebe ich auch meine Telegramme.

Ich brauche nur den halben Fahrpreis zu bezahlen. Die Geistlichen aller Bekenntnisse und ebenso die Schwesternvereinigungen genießen diesen Vorzug. Ich hatte nur in New York auf dem Eastern Clergy Bureau meine kirchlichen Papiere vorzulegen und erhielt ohne weiteres ein Buch mit 100 Abschnitten. Bei jeder Reise fülle ich einen aus und bekomme dafür am Schalter ein Clergy ticket (Fahrschein für Geistliche) ausgestellt. In Chicago befindet sich ein ähnliches Büro, das Western Clergy Bureau, das Hefte für alle Strecken westlich von Chicago ausgibt. Warum alle Eisenbahngesellschaften zu einer solchen Ermäßigung übereingekommen sind, kann ich nicht sagen. Vielleicht hat man hier eine andere Auffassung über soziale Einrichtungen, vielleicht sagt man sich, in irgend einer Weise werde beim Reisegeschäft etwas dabei herauskommen. Jedenfalls werde ich unsere Reichsbahn als soziale Einrichtung weiter durch den vollen Fahrpreis unterstützen, wenn auch für mich nichts dabei herauskommt.

Ich fahre mit der Pennsylvania-Bahn. Ich hätte auch mit der New York Central-Bahn fahren können. Sie hat den schnellsten Zug zwischen den beiden Riesenstädten, den 20th Century Limited. Er rast 48 Meilen in der Stunde, also 76,8 Kilometer, während der Broadway Limited es nicht über 45,4 Meilen (72 Km. bringt. Ich weiß nicht, wie schnell unsere deutschen Schnellzüge fahren. Nur die englischen Schnellzüge

mögen sie noch übertreffen. So durchsaust der Schnellzug London—Manchester der London, Midland & Scottish Railway seine 188,5 Meilen mit einer Geschwindigkeit von 56,7 Meilen (90,72 Kilometer) die Stunde. Er wurde allerdings noch übertroffen von dem Schnellzug London—Bristol der Great-Western-Bahn. Er flog seine Strecke von 118,5 Meilen in 1 Stunde 24 Minuten, d. h. mit einer Schnelligkeit von 84,6 Meilen (135 Km.) die Stunde. Es wäre zu merkwürdig, wenn die Vereinigten Staaten diese Höchstleistungen nicht irgendwie übertrumpft hätten. Es geht gar nicht anders: es muß hier alles am größten, höchsten, schnellsten und schönsten sein. Auf einer Strecke über 440 Meilen hat es bisher der Zug Buffalo—Chicago der Lake Shore & Michigan Southern zur Höchstleistung gebracht. Er rast seine 525 Meilen in 7 Stunden und 50 Minuten ab, also mit einer Geschwindigkeit von 69,69 Meilen (115½ Km.) die Stunde. Die Höchstleistung auf einer kurzen Strecke hat bisher die Plant System-Bahn erreicht. In 2½ Minuten flitzte ihr Renner die 5 Meilen (8 Kilometer) von Fleming nach Jacksonville, also mit der Blitzesschnelle von 120 Meilen (192 Kilometer) die Stunde.

Die Pennsylvania ist eine der größten Bahngesellschaften in den Staaten. Sie ist nicht etwa eine scheinbare Privatgesellschaft wie die Deutsche Reichsbahn, die mir bestimmt keine ihrer Aktien — wenn sie welche hat — abgibt. Sie hat wie jeder Bürger ihre Steuern zu bezahlen. Von jedem Dollar, den sie einnimmt, gibt sie 5,9 Cents an Steuern ab, also $1/_{17}$. Die Hälfte eines Dollars braucht sie für Gehälter, Löhne und Feuerung. Nach Abzug anderer Unkosten bleiben ihr immerhin noch 18,3 Cents aus jedem Dollar als Verdienst übrig. Im Jahre 1925 betrug ihr Gewinn etwas über 100 Millionen Dollars; an Einnahmen hatte sie etwas über 672 Mill. gehabt. Im ganzen verfügt sie über 10515 Meilen Geleise. Die New York Central hat nicht ganz 7000 Meilen; das meiste Geleise hat das Southern Pacific System mit 13099 Meilen. Es gibt an hundert große

Bahngesellschaften. Zwischen einigen Großstädten haben drei ja vier Gesellschaften ihre Linien laufen. Sie halten die gleichen Fahrpreise, sind auch die Entfernungen verschieden. Nur im Service weichen sie voneinander ab. Ich habe die Wahl. Paßt mir der Achtuhrzug dieser Linie nicht, nehme ich den Neunuhrzug der anderen oder den 9½-Uhrzug der dritten.

Sie sind auch wieder im service gleich, denn service ist in Amerika alles. Service ist nicht Dienst oder Bedienung und auch keine Dienstpflicht, service ist mehr, ist Anpassung, Erraten meiner Wünsche, ist weites, ja, und freundliches Entgegenkommen, ist Erfüllung vor dem Wunsch.

Ist vor allem nicht Beaufsichtigung, immer mit Bestrafung als rosigem Hintergrund. Ist nicht jene widerwärtige Kontrolle, die einem jedes Reisen verekelt. Wohl gehen hier Schaffner und Conductor durch den Zug, aber sie sind keine Belästigung. Es ist nicht ihre Aufgabe, Fahrgäste ohne Fahrkarten oder ohne Schnellzugzuschlag aufzustöbern und Strafen zu diktieren. Sie sind zur Bequemlichkeit des Reisenden da. Sie haben dafür zu sorgen, daß er nicht über sein Endziel hinausfährt und nicht er, sondern sie werden bestraft, mißfährt er sich doch. Man kann sich darum auch mit ihnen wie Mensch zu Mensch unterhalten, und keiner empfindet es als Beamtenbeleidigung oder umgekehrt, als Leutseligkeit, setzte man sich zu einem kleinen Schnack eben zusammen.

Gleichstellung gilt auch hier.

Woher ich die Zahlen habe? Sehr einfach. Aus „The World Almanac and Book of Facts". — Es ist zwar keine Reiselektüre, aber man kann so schön darin blättern.

Es wird alljährlich von der Zeitung „The New York World" herausgegeben. Verantwortlich zeichnet Robert Hunt Lyman, Mitglied einer französischen, einer englischen und einer amerikanischen geographischen Gesellschaft. Es kann also auf Wissenschaftlichkeit An-

spruch machen. So ganz sicher bin ich allerdings nicht. Wie ich das Buch aufschlage, stoße ich gerade auf die „Maler und Bildhauer von Bedeutung“. Und da stehen 14 deutsche Namen, während es die Engländer auf das Doppelte und die Franzosen es auf 33 bringen. Von den neueren befindet sich nur der Schweizer Ferd. Hodler darunter. Die anderen Namen wie Makart, Drake, Kaulbach werden wohl mehr aus Pietät gegen den Begründer des Almanachs seit 1886 mitgeschleppt. Im Vorwort heißt es zwar, die verschiedenen Botschaften, Gesandtschaften und Konsulate hätten am Almanach mitgearbeitet. Vielleicht betrifft dies mehr das eigentliche Kalendermachen. Jedenfalls wäre hier wieder eine schöne Gelegenheit gewesen, deutsche Kulturpropaganda zu treiben.

Der Almanach ist ein ausgezeichnetes Handbuch. Wer sich über die Vereinigten Staaten unterrichten will, findet kaum eine Frage unbeantwortet. Er lernt die einzelnen hohen und höchsten Beamten kennen und — was sehr wichtig ist — wieviel Gehalt sie beziehen. So bekommt Herr Coolidge 75 000 Dollar, sie werden wohl gerade reichen. Als Vizepräsident hatte er nur 15 000 Dollar bekommen. Die Kabinettminister müssen auch mit 15 000 Dollar zufrieden sein. Die Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre schwanken zwischen 3600 und 10 000 Dollar, müssen also unter Umständen sich einschränken oder Oelaktien haben.

Ich kann weiter erfahren, auf welchem Längen- und Breitengrad die großen Städte der Welt liegen, welche Monatswärme sie haben, lerne das Wetter vorhersagen, was ein Atom ist, welche wissenschaftlichen Fortschritte im letzten Jahre gemacht wurden, welche großen Streiks in den letzten zehn Jahren waren. Erfahre, — ei, ei! — daß Hamburg hier zweimal einen Pump aufgenommen hat, erst fünf Millionen und dann zehn Millionen Dollar, während sich Preußen mit einem von zwanzig Millionen begnügte und Bayern mit zehn Millionen.

Ich weiß nun auch, wie viele Millionäre hier leben: 11 000. Jeder 10 450zigste Amerikaner ist ein Millionär. Ich fange jedoch an, diese Leute richtig einzuschätzen. Mancher nämlich hat seine liebe Not, weil sein Besitz nicht viel einbringt. Andere — es hilft ihm zwar nicht — haben es dafür desto besser. 74 von ihnen haben bloß ein wirkliches Einkommen (Steuern usw. abgezogen) von einer Million und mehr; alle 74 zusammen 155 Millionen Nettoeinkommen. Von diesen 74 hatten 36 ein Einkommen nicht über 1½ Millionen. Dreizehn hatten eines zwischen 1½ bis 2 Millionen. Zwischen 2 und 3 Millionen Dollar Einkommen hatten nur 15, und nur vier zwischen 3 und 4 Millionen, und drei zwischen 4 und 5 Millionen und ebensoviele über 5 Millionen. Diese letzten drei hatten ein Gesamteinkommen von 27 955 319 Dollar, also im Durchschnitt mehr als neun Millionen Dollars.

Von der Betriebsamkeit des Arbeitsministers Davis lese ich, daß er während der Erntezeit 1925 noch siebzig Arbeitsvermittlungen aufmachen mußte und im ganzen 400 000 Landarbeiter vermittelt hat. Die Zahl kommt mir für die 70 Millionen acres Getreideland nicht gerade hoch vor, besonders wo von diesen Arbeitern nur ein Viertel auf die eigentliche Getreideernte entfielen, und wo ich jeden Monat den Schrei der Farmer nach Arbeitern höre. Ich wünsche darum dem Herrn Minister heimlich Glück, daß er seinen Bericht nicht in Berlin vorzulegen hatte, da wir allein 120 000 fremdländische Zeitarbeiter im Sommer beschäftigen müssen.

Da ist es denn begreiflich, daß, eine Seite weiter, der Ackerbauminister Jardine bloß von bescheidener Verbesserung der Landwirtschaft spricht. Er meint, die Ausfuhr der landwirtschaftlichen Erzeugnisse gehe zweifellos zurück und es werde nicht lange dauern, und die Vereinigten Staaten würden alle ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse selbst gebrauchen. Schutz des amerikanischen Marktes durch Schutzzölle sei darum das wichtigste. Aber die Menschen hören lieber von Herab-

setzung der Steuern, und die kann er ihnen leider nicht versprechen. Er hält sie im Gegenteil für unmöglich. Die Eigentümer von Automobilen verlangten bessere Straßen, die Schulen kosteten zuviel Geld, und der Farmer wäre immer noch am einfachsten für die Steuern heranzuziehen. Hoffentlich haben sie für seine Gedanken Verständnis und hören auf zu klagen!

Was dann folgt, sollte ich eigentlich ganz hierhersetzen. Es betrifft nämlich die Einwanderung. Ein paar Zahlen werden jedoch ausreichen. Sie sind allerdings alt; das Geschäftsjahr geht vom 1. Juli 1925 bis 30. Juni 1926; für die Zeit vom 1. Juli 1926 bis 30. Juni 1927 gelten die in Klammern beigefügten Zahlen. In diesem Zeitraum hat man 491 106 (538 001) Ausländer zugelassen; 227 755 (253 508) dagegen verließen die Staaten, so daß ein Zuwachs an Fremden von 268 351 (284 493) übrigblieb. Zurückgewiesen hat man 20 550 (19 755), darunter 15 808, die sich über die kanadische Grenze und 1755, die sich über die mexikanische Grenze hereinzuschmuggeln versuchten. 2987, meistens Seeleute oder Blindfahrer (stowaways), Kontraktarbeiter usw. wurden in den Häfen zurückgewiesen. Selbst nach der Landung ist der Einwanderer noch lange nicht sicher. Stellt sich eine unheilbare Krankheit ein, wird ihm sittliche Gemeinheit (moral turpitude) nachgewiesen oder fällt er der Allgemeinheit durch Unkosten zur Last, dann kann er jederzeit deportiert werden. In keinem Jahr war die Zahl der Deportierten so groß wie im letzten: es waren 10 904 (11 662), von denen 5088 (5464) wieder nach Europa geschafft wurden, aus dem Lande der Hoffnungen vielleicht wieder in altes Elend hinein! Welch ein Jammer steckt in diesen wenigen Zahlen!

Über das Alkohol-Verbot (Prohibition) handeln allein vier Seiten. Ob das Verbot für sie gut oder schlecht ist, mögen die Amerikaner unter sich ausmachen. Um es durchzuführen, lese ich, haben sie insgesamt 5666 Jahre, 7 Monate und 28 Tage Zuchthaus und Gefängnis im

letzten Jahr (1. 7. 25 bis 30. 6. 26) verordnet. (1927: 5202). In derselben Zeit wurden 48 529 (40 748) Übertretungsfälle vor Gericht verhandelt, 44 492 (40 700) hängen noch und 7½ Millionen Dollars (5,6 Millionen) Strafgelder wurden aufgebrummt . . .

Und so geht es weiter, Zahlen und Zahlen auf jeder Seite. Schulden der Vereinigten Staaten, Zahl der Armen in den Armenhäusern, Farmlöhne seit 1874, Religionsstatistik, Konkurse, Anzahl der Wohnungen und Familien in den Vereinigten Staaten. Ich kann mich auch über die Ehescheidungsgesetze in den einzelnen der Vereinigten Staaten belehren lassen, oder über die Schnelligkeit der Eisenbahnen, über die Präsidenten der U. S. A. und ihre Frauen, über die wichtigsten Tunnels, bedeutendsten Brücken und Dämme, die größten Schiffe, die Handelsflotten, den gesamten Handel der Welt. Oder wenn ich die berühmten Wasserfälle kennen lernen will, oder die hauptsächlichsten Flüsse, höchsten Berge, Türme, Häuser und Vulkane: alles finde ich in diesem Buch. Selbst wie ich Flecke entfernen kann, wieviel ich wiegen darf, und wie das Seewasser zusammengesetzt ist, wie groß der Verbrauch an Rohgummi ist, ja sogar wie „erfolgreich" der Dawesplan bisher gearbeitet hat. Auch bekomme ich genaueste Auskunft über Größe, Einwohnerzahl, Handel usw. jedes einzelnen Staates der Vereinigten Staaten, und nicht nur das, sondern über jeden ausländischen Staat, sei es Deutschland oder Nicaragua. In neun Spalten erhalte ich über unsere Heimat eine so zusammengedrängte Übersicht, wie kein Konversations-Lexikon und kein Statistisches Jahrbuch sie mir bieten. Und schließlich kann ich 60 Seiten lang die großen Sportereignisse des letzten Jahres mitrennen, mitschwimmen, mit- usw. usw., und mitboxen.

Auf 912 Seiten Kleindruck alles Wissenswerte zusammenpressen, ist eine Leistung. Eine andere ist es, dies Buch für 50 Cents, also vielleicht einer Goldmark entsprechend, auf den Markt zu bringen. Bei uns dürfte es seine 10 bis 15 Mark kosten und — keiner würde es

kaufen. Wer kauft sich hier nicht diesen Almanach — er kostet ja nichts — und wirft ihn im Dezember weg; er braucht doch nur ein Jahr zu halten. Und so sorgt einer wie der andere für den Umsatz.

Wir . . . mir wird ganz schwach vor lauter Zahlen. Der schwarze Diener hat längst mein Bett hergerichtet. Dunkel ist es im Wagen, nur die Lampen unten an den Betten werfen ihren gedämpften Schein auf den Gang zwischen den Vorhängen . . .

Ich träume heute nacht bestimmt von Zahlen und Zahlen. Hoffentlich quäle ich mich nicht damit, aus den Zahlen der amerikanischen Flüsse, Berge und Städte die Quadratwurzel herauszuziehen! Im Traume rechnen müssen, strengt an.

Ich möchte lieber vom Pumpen träumen. Pumpen macht Eindruck! . . . Ich bin doch noch recht irdisch gesinnt . . .

*

Philadelphia, 2. Januar.

22.

Vor zwei Monaten brachte eine unserer großen Tageszeitungen eine Skizze von mir, die ich „Haue" benamst hatte. Wie gar nicht anders zu erwarten war, erhielt die Schriftleitung eine Beschwerde darüber. Es ist einmal ein Stammesvorzug, ein Recht der Deutschen, sich beschweren zu dürfen, er freut sich dessen und übt sich darin. Gesegnet darum der Mann, der das Beschwerdebuch ersann. Er brachte endlich System in die Sache und füllte eine wesentliche Lücke in der Literatur aus. Wieder einmal leuchtete hell die deutsche Gründlichkeit auf. Schade ist es nur, daß die Schriftleitungen unserer Presse von dieser Erfindung keinen Gebrauch machen können. Es dürfte schlecht angängig sein, an den Kopf der Zeitung zu schreiben: Beschwerdebuch liegt in unserer Redaktionsstube aus. Man würde sich mit vollem Recht darüber beschweren und die schönsten Beschwerden blieben bestimmt ungeschrieben.

Ich ließ mir früher gern irgendwo das Beschwerdebuch geben. Nicht etwa, um mich an dem Erschrecken des armen Ober oder des vielfach harmlosen Stationsvorstehers zu weiden. Ich fand es immer zu ulkig, darin zu lesen. Die Fliegenden Blätter in ihren besten Jahren können nicht dagegen an.

Das Beschwerdebuch einer Zeitung müßte zum Totlachen sein. — Ich habe an der Beschwerde über „Haue" meine helle Freude gehabt. Erstlich kam sie von einem Kollegen. Ich freute mich an seiner Rührigkeit. Ein Generalsekretär, der nicht ständig für etwas oder gegen etwas Stellung nimmt, ist nicht auf dem Posten. Er muß mindestens einmal monatlich „Protest einlegen", scharfen oder schärfsten, immer jedoch würdevoll. Ich

freute mich dann, daß er, mein Kollege, über „Haue“ genau so dachte wie ich, und nicht etwa wie weiland Rektor Debisch: „Das ist Debisch sein Prinzip: Oberflächlich bleibt der Hieb, doch des Geistes Kraft allein schneidet in die Seele ein!“

Wir sind also wieder einig. Im Prinzip wenigstens. Was ich aber noch sagen wollte, ist dies: Außer der Haue, die mein tüchtiger Vater mir auf den Lebensweg mitgab, hat er es nicht an brauchbaren Lebensweisheiten fehlen lassen. Eine davon war: „Immer wegessen, was auf den Tisch kommt! Es schmeckt alles; man muß sich nur erst hineinessen!“ Ich bin mit dieser Weisheit bis jetzt gut gefahren. Ich hätte nicht einmal etwas gegen weichgekochte Steinkohlen; sie müßten nur richtig garniert sein.

Es schmeckt hier überall gleich, ob ich in ein feines Hotel gehe oder in einen Chop Suey. Im Hotel ist es nur teurer; ist die Küche amerikanisch, schmeckt es an den kleinen Plätzen ebenso. In einem Chop Suey setze ich mich auf einen der hohen Barböcke an der Theke und lasse mir etwas Gebratenes geben und ein paar Kartoffeln dazu. Oder ich bestelle mir das amerikanische Leibgericht: gekochtes Pökelfleisch mit Weißkraut und Kartoffeln und nehme mir nachher noch irgend einen Pudding. Habe ich es recht eilig, dann lasse ich mir eine Scheibe Kochfleisch oder Braten zwischen zwei Scheiben Weißbrot legen — in Hamburg nennen wir das „warmes Rundstück“. Oder ich esse einen hot dog (heißer Hund), der mit Hund bestimmt nichts zu tun haben soll: es ist eine heiße Frankfurter, die in ein aufgeschnittenes roll (längliches Brötchen) gelegt wird. Für 35 Cents kann ich mich an diesen Plätzen schon ordentlich sattessen. Man hat mir zwar bange machen wollen, in einem Chop Suey bekäme ich nur Fleisch zweiter Klasse und überaltete Hühner. Von den Knackwürsten auf dem Bergedorfer Markt hieß es auch, sie wären aus Katzenfleisch, und sie schmeckten uns Jungen doch. Man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen.

Am liebsten gehe ich in eine Cafeteria. Der Gründlichkeit wegen: der Ton liegt auf der dritten Silbe! Der Engländer oder Amerikaner betont, wo er will und kümmert sich nicht um den Ursprung des Wortes, er paßt seinem Empfinden das Wort an und modelt es und kürzt es sich für seine Sprache zurecht. Ob er auch alberne Neuheiten liebt, wie „blendend“ und „knorke“, habe ich noch nicht herausfinden können. Ich überlasse das lieber dem Spezialstudium (ohne das geht es doch nicht) eines jungen deutschen Philologen, der eigens hierher — — — brrr!

Die Cafeterien — ich muß schon das Wort beibehalten — stammen nicht etwa aus Italien oder Spanien, sondern aus dem Westen der Staaten. Irgendwo in Kalifornien oder in San Francisco hat man sie erfunden. Sie sind schon eine Erfindung, insofern eine Erfindung immer eine Vereinfachung ist. Eigentlich hätte sie eine deutsche sein müssen; sie hat nämlich System. Aber sie schließt alle Gefühlsmomente (ist Momente nicht schön?) im Gastwirtschaftsleben aus, und darum dürfte sie bei uns keine Aussicht auf Einführung haben. Die Cafeteria ist etwas echt Amerikanisches: schnelle Bedienung und schnellster Umsatz bei niedrigster Berechnung. Jeder Gast ist sein eigener Ober; also schon einmal: Fortfall des Trinkgeldes und des Beschwerdebuches. Jeder sucht sich die Speisen selbst aus: Fortfall der Speisekarte und wiederum des Beschwerdebuches. Jeder berechnet seine Mahlzeit genau im Voraus: Fortfall der Enttäuschung über zu hohe Rechnung und noch einmal des Beschwerdebuches. Ergebnis: Zufriedenheit des Gastes und Geschäftsempfehlung.

Eine Cafeteria ist wie alle amerikanischen Gaststätten nicht auf Dauersitzungen eingestellt. Eine gemütliche Tasse Kaffee (mit Schlagober), wie sie in Wien nach umgeschriebenem Gesetz zu einem bürgerlichen Nachmittag gehört, ist hier einfach undenkbar. Zu einem behaglichen Genießen kommt man fast nicht und soll man auch nicht kommen. Wein und Bier, woran der

Betrieb noch verdienenen könnte, sind gesetzlich verboten; Gewinn ist somit einzig durch schnellsten Umsatz erzielbar. Schnell essen, heißt es also für den Gast, damit sich der nächste gleich hinsetzen kann. Mahlzeiten sind an sich schon Störungen in der Arbeit und müssen darum möglichst gekürzt werden. Je schneller ich essen kann, desto schneller werde ich bedient, desto mehr Zeit gewinne ich für mich, meine Arbeit oder meine Zeitung. — Die Cafeteria ist der Platz für das schnelle Essen, das Quick Lunch.

Beim Eintritt nehme ich mir aus einer Schale oder einem Automaten einen Eß-Schein — coupon — greife selbst zu einer Servierplatte, auf der Messer und Gabel eingewickelt bereit liegen und suche unter den kalten Platten heraus, was mir paßt. Oder ich gehe an den Tisch mit den heißen Gerichten; es gibt da immer ein halbes Dutzend Fleischspeisen, verschiedene Gemüse und Kartoffeln. Will ich Kaffee und Kuchen oder Nachspeise, kann ich auch das haben. Löffel nehme ich mir aus dem Löffelkasten heraus. Habe ich meine Auswahl getroffen, dann gehe ich durch die Schranke, lasse auf meinem Eß-Schein den Preis knipsen und suche mir einen Platz. Bin ich fertig, zahle ich an der Kasse. Alles einfach, sehr schnell und ohne jedes Tafel-Englisch oder -Französisch.

An Sonntagen sind die Cafeterien durchweg geschlossen, ebenso die meisten Restaurants. Cafés nach deutschem Muster sind so gut wie unbekannt. Sie würden sich nicht bezahlen. Morgens wird gearbeitet und nachmittags, nach Geschäftsschluß, nach fünf Uhr eilt jeder nach Hause.

Als gutes Restaurant, und mit deutschem Einschlag, kann ich den Philadelphia Ratskeller bestens empfehlen. Er liegt in der Ranstead Street, zwischen der 15. und 16. Straße. Ist schon in einem deutschen Ratskeller ebensowenig Rat zu finden wie in einem Hundekuchen vom Hund, hier noch weniger. Der Philadelphia Ratskeller hat mit dem hochwohllöblichen

Rat der Stadt Philadelphia nichts zu tun, es sei denn, daß er sich bei Übertretung des Alkoholverbots abfassen ließe. Als Deutscher im Auslande, der treu zu den Sitten seiner Väter steht, bestellte ich mir Schweinsknöchel mit Sauerkraut — ich mußte wohl. Ich mochte es schon als Junge nicht, mußte es aber essen. Ich habe es als regelmäßiges Sonntagsessen auf dem Westerwald noch in lebhafter Erinnerung und schätze es als solide Lebensgrundlage. Es schmeckte hier gut, auch das etwas dünne „Kulmbacher“. Ich spreche nicht gern vom Essen. Ich fühle mich nur verpflichtet, weil der Wirt mich bat, ihn zu empfehlen, und mir eine seiner guten Zigarren umsonst gab. Jedenfalls hatte ich hier unten meine Ruhe, hätte hier stundenlang sitzen können. Es ist so gemütlich in diesem Halbdunkel. Man könnte träumen...

Die ganze deutsche Einwanderung in diese Stadt, in den Staat Pennsylvania überhaupt, zog an mir vorüber. Zu hundert und hunderttausend zählen sie, die hierhergekommen und denen so viel am Aufblühen des Staates zu verdanken ist. Bis in die früheste Zeit deutscher Einwanderung geht sie gerade hierher zurück. Wo sind sie geblieben, die blonden Wanderer, die blauäugigen Frauen und Mädchen? Sind sie alle aufgegangen in die neue Heimat, so wie „Germantown“, der sie den Namen gegeben, jetzt in Philadelphia aufgegangen ist? Wie wenige kehrten über das Wasser zurück: Vergessen haben sie die alte Heimat trotzdem nicht. Sie haben noch ihre deutschen Vereine und deutsche Zeitungen, haben noch ihre deutschen Kirchen und singen noch deutsche Lieder. Wissen wir das in der Heimat? Und gerade ihnen hier in Philadelphia und im ganzen Staat Pennsylvania*) haben wir deutschen Katholiken so viel zu verdanken. Philadelphia zeigte sich für uns was ihr Beiname sagt, die Stadt der Bruderliebe.

*) Nach der Zählung von 1920 betrug im Staat Pennsylvania die Zahl der im Reich geborenen 136 259; von deutscher Abstammung (Vater oder Mutter oder beide Eltern deutsch) waren 402 718, die Gesamtzahl der Deutschstämmigen war demnach 538 977; dazu kämen noch deutschsprechende Schweizer und Österreicher.

Unermüdlich hat hier in den Notjahren ein einfacher deutscher Priester für uns gearbeitet. Es gibt wenige Waisenhäuser und kirchliche Anstalten, die den „Gabenvater" nicht kennen und ihm Hilfe über Hilfe in bitterster Not verdanken. Keine Mühe, keine Wege, keine Briefe, Bitten, Vorträge und Predigten hat er gescheut, um zu bitten, um zu sammeln. In jeder Nummer der Wochenzeitung „Nord-Amerika", deren Schriftleiter er war, konnte man einen Aufruf oder eine besondere Bitte für ein notleidendes deutsches Waisen- oder Krankenhaus von ihm finden. Wie vielen von den Bettelreisenden, die in unserer Not bei den gutherzigen Glaubensbrüdern überm Meer um Hilfe anpochen wollten, hat er die Wege geebnet. So hat er jahrelang unermüdlich für uns gearbeitet, und das in einer Zeit, als die Stimmung im Lande noch gegen uns war, und es etwas kostete, sich zu uns zu bekennen.

Die schlimmste Zeit liegt jetzt hinter uns. Damals gab es Leute genug, die in der amerikanischen Hilfe nur eine Pflicht sahen; zuviel hätten wir an Menschen- und Kulturgütern hierhergegeben. Wir übersahen dabei, daß für sie selbst und für die deutschen Staaten erst recht die Auswanderer nur als Treulose galten. Ja, daß das Reich es gewesen, das deutsche Priester und Ordensleute — keine schlechteren Bürger als irgend ein Kanzler oder ein Fürst — aus dem Lande gejagt hatte, von einer Sorge um seine Deutschen im Auslande vollends zu schweigen. Heute gibt es immer noch solche, die von der amerikanischen Hilfe wie von einem ganz geringen Bruchteil der Reichshilfe sprechen. Wäre es so, kann man denn nicht am fehlenden Bruchteil verhungern? Wenn mir an der Fahrt der Elektrischen zwei Pfennige fehlen — ich möchte den Schaffner kennen lernen, der mich mitfahren ließe! Und die Kulturgüter, die wir hierhergaben? Ach, du liebe Zeit, was gaben wir denn? und wie nannte man das? und wann haben wir je etwas umsonst gegeben?

*

Es ist keine Schande für uns, wenn wir uns jetzt, in der Epoche der Silberstreifen, immer noch dankbar der Hilfe unserer amerikanischen Brüder erinnern. Kulturbänder zerreißen, und Verträge werden zerrissen. Not und Hilfe jedoch schmieden zusammen. Alle sind wir in Not und alle können wir helfen.

Zum Ehrendoktor hat eine deutsche Universität ihn in Dankbarkeit ernannt, den guten Gabenvater, Pfarrer Theo Hammeke. Titel vergehen und Ehrentafeln zerfallen — was wäre alles, hüben wie drüben, wirkte die Liebe nicht weiter und weiter, die durch das drängende Wort eines hilfreichen Priesters in den kriegverschüchterten Herzen deutscher Volksbrüder aufsprang.

Philadelphia maneto!*) Bruderliebe verbleibe!

*

*) Wahlspruch der Stadt Philadelphia.

Philadelphia, 3. Januar.

23.

Ich habe es mir schon lange abgewöhnt, die Sehenswürdigkeiten einer Stadt der Reihe nach zu besehen. Es kommt vor, daß ich mir überhaupt keine ansehe. So hat es lange gedauert, bis ich etwas von Berlin kennenlernte. Hätte ein Amerikaner, mit dem ich reiste, damals nicht die Rundfahrt für mich bezahlt, ich wüßte heute noch nicht viel mehr. Uns Hamburgern kann Berlin nicht viel bieten. Das Beste an Berlin waren für mich immer die Würstchen auf dem Bahnhof in Wittenberge. Der Schnellzug hat gerade soviel Aufenthalt, um ein Paar zu kaufen. Man kann die Deutsche Reichsbahn ob dieser Fürsorge gar nicht hoch genug preisen, sie stimmt so versöhnlich.

Grundsätzlich — man soll sparsam mit seinen Grundsätzen sein — sehe ich mir keine Denkmäler an. Außer unserem Bismarck-Denkmal in Hamburg gibt es kaum eines, das der Betrachtung wert wäre, wenigstens keines von den neuern. Für die meisten ist ein streifender Blick von der Elektrischen aus vollkommen ausreichend. Ich bin aber nicht geneigt, Belehrungen anzunehmen.

Springbrunnen sehe ich mir an. So mache ich immer einen Umweg, und ich mache ihn oft, um mir den Brunnen an der Lambertikirche in Münster anzusehen. Er ist so lustig. Ich gehe jedesmal mit den Kindern darauf rundherum und lese jedesmal wieder den Spruch. Es kribbelt mich immer zu sehen, wie eine Stadt und ein Künstler es mit dem Leben halten; denn Wasser ist Leben. In Hamburg brauchen wir keine Springbrunnen; wir haben dafür die Alster und die Elbe, unseren Hafen, wir leben am Wasser und mit ihm.

Vielleicht hat Philadelphia deshalb auch keine Springbrunnen. Die Stadt hat nämlich einen Hafen mit Docks und Werften. Und ihr Hafen ist nicht klein. 5642 Schiffe kamen im Jahre 1925 ein und 5629 liefen aus. An Zoll brachte er über 50 Millionen Dollars ein. Sie nimmt auch den Ruhm für sich in Anspruch, das erste amerikanische Schiff auf den Ozean geschickt (1712) und das erste Dampfschiff gebaut zu haben (1786). Jedenfalls, das sieht man schon aus diesen Zahlen, hat sie ein Jahrbuch wie New York.

Es ist The Bulletin Year Book and Almanac. Die Zeitung The Evening Bulletin gibt es heuer im 5. Jahre heraus. Es hat 392 Seiten und kostet nur 25 Cents, mit unserem Geldwert verglichen nicht einmal fünfzig Pfennige. Der niedrige Preis ist nur durch eine hohe Auflage möglich. Es enthält nämlich keine Geschäftsanzeigen. Die Zeitung selbst erscheint in einer Tagesauflage von 540 000 Stück. Sie verdruckt dafür jedesmal 200 Tonnen Zeitungspapier. (1 Tonne ist 907 Kg). Es sind das acht Güterwagen oder ein Streifen Papier von 3600 Meilen; er würde von Philadelphia nach San Francisco reichen.

Bei solchen Zahlen, sagt der deutsche Verleger, läßt sich schon ein Jahrbuch herausgeben. Es läßt sich auch sonst. Denn was den Evening Bulletin zu diesem Buche bewog, gilt bei uns ebensogut: es ist für den Bürger und Geschäftsmann von heute glattweg unmöglich, über Verwaltung, Gesetze usw. auf dem Laufenden zu bleiben, gibt man ihm kein Hilfsmittel an die Hand. Und das ist dies Jahrbuch. Selbst wer es als Bürger von Philadelphia nur schnell durchblättert, muß für seine Stadt und seinen Staat Freude und Stolz empfinden. Bei uns läßt man es am Durchschnittsbürgergefühl genug sein und sucht das durch Pflichteinpaukung und Strafbefehle zu fördern. Auch sonstwie. Aber durch Bewilligung von Tanzvergnügungen und Kriegerfesten erzielt man Bürgerstolz und Freude am Staat ebensowenig, wie durch Bürger-

kunde und durch schwarze oder rote oder gestreifte nationale Verbände. Alles das ist gegen ein solches Jahrbuch bloß Stümperkram. Und brächte es kein deutscher Verleger aus eigener Kraft zustande: dafür städtische und staatliche Gelder zu geben, hätte mehr Sinn, als für Denkmäler und Festessen.

Muß es einen Bürger von Philadelphia nicht mit Stolz erfüllen, wenn er liest, seine Stadt ist die größte Werkstadt der Welt? Daß sie 9000 verschiedene Werkplätze hat, in denen über 330 000 Arbeiter schaffen? Und was sie hervorbringen, hat einen Wert von 2 Milliarden Dollar? Und 840 Millionen Dollar allein hat ihre Arbeit an Wert hinzugetragen? Und daß ihre Industrie stark ist, weil sie sich nicht auf zwei, drei Zweige verteilt, sondern auf dreihundert? Daß allgemeine Arbeitslosigkeit dadurch geradezu ausgeschlossen?

Und nun lese ich weiter. Ein Viertel aller amerikanischen Waren werden hier erzeugt. Ferner drei Fünftel aller amerikanischen Straßenbahnwagen, 45 Millionen yards (1 yard = 0,91 Meter) Teppich, 180 Millionen yards Baumwollwaren, 400 Millionen Zigarren, 3 Milliarden Zigaretten, 7 Millionen Hüte, 4 Millionen Paar Schuhe, 83 Millionen künstliche Zähne, 163 Millionen Ziegelsteine, 2 Milliarden Pfund Zucker, 8 Millionen Hemden, 416 Millionen Knöpfe usw. Im Laufe eines Jahres stellt Philadelphia soviel Rahmeis und Zuckerwaren her, daß jeder in den Vereinigten Staaten ein halbes Liter Rahmeis und halbes Pfund Zuckerwaren bekommen könnte.

Kürzlich meinte jemand, stark entwickelt sei in Hamburg die Schokoladenindustrie, und ob ich ihm darüber Zahlen angeben könne. Ich freute mich mächtig, etwas neues über meine Vaterstadt von einem Fremden zu hören. Wenn ich nur wüßte, wo ich die Zahlen bekäme? Ob auf dem statistischen Landesamt oder auf dem Rathaus? Unser Bürgermeister weiß sie bestimmt nicht, er hat soviel mit regieren zu tun. Als wir noch Konstabler hatten, wußten die alles. Jetzt haben wir Schupo.

Bevölkerung. Jede dreizehnte Minute wird in Philadelphia ein Kindchen geboren, und jede 22. Minute stirbt einer. Alle 26 Minuten reist ein neuer Einwohner zu, so daß sich die Bevölkerung alle 14 Minuten um einen Menschen vermehrt. Die Stadt hat über 400 000 Schulkinder, über 1000 Kirchen, 140 öffentliche Spielplätze und Parks. Von ihren 31 städtischen Badeanstalten machen jährlich 3 Millionen Gebrauch. Ihre freie Bücherei mit 29 Zweigen hatte 1925 einen Bücherumlauf von 4 022 123 Bänden, und ihre Leseräume wurden von 2 265 956 Lesern besucht. Am 31. Dezember 1925 hatten 222 070 Personen Lesekarten. Die freien Konzerte und sonstigen öffentlichen Vergnügungen während eines Jahres wiesen die ansehnliche Zahl von 50 Millionen Teilnehmern auf.

Für die Straßenreinigung wandte die Stadt in einem Jahr 6½ Millionen Dollar auf. Sie beschäftigt dabei über 3000 Mann und 1700 Pferde, hat 850 Pferde- und 130 Motormüllwagen und 36 Sprengwagen. Man hat ausgerechnet, daß auf jeden Einwohner täglich dreiviertel Pfund Müll kommt, und daß die Müllabfuhr für jeden Einwohner jährlich 45 Cents und für jedes Haus 30 Cents wöchentlich kostet. — Wir mögen über solche Aufstellungen lächeln, hier will eben jeder Bürger wissen, wo die Stadtverwaltung mit seinem (nicht ihrem) Geld bleibt, ob es sich um Müll oder um Gehälter für die städtischen Beamten handelt.

Philadelphia ist eine alte Stadt, sofern man hier von alt sprechen kann; denn alles ist jung. Sie wurde 1682 von dem Engländer William Penn gegründet. Nach ihm wurde der Staat Pennsylvania benannt. Die Stadt hat jetzt 2 008 000 Einwohner, der ganze Staat 9 317 147.

Sie hat allein drei Hochschulen. Ihre Pennsylvania-Universität geht im Ursprung auf eine private Gründung von 1740 zurück. Diese wurde 1779 zur Universität, und zwar als erste amerikanische, ernannt. Sie hat jetzt 55 Gebäude und zählt 8400 Hörer.

Ihre zweite, die Temple-Universität, ist auch aus einer privaten Gründung hervorgegangen; sie zählt jetzt 11 500 Studenten.

Ihre dritte ist das Drexel-Institut. Ein bekannter Finanzmann Anthony J. Drexel gründete es 1891 für Ingenieure, Geschäftsleute usw. Seit der Zeit haben es 80 000 Studenten besucht, und zur Zeit sind 3939 eingetragen.

An Museen besitzt die Stadt ein kaufmännisches Museum, eins für mechanische Künste und angewandte Wissenschaft: das Franklin-Institut, eines für Naturwissenschaften: das Wagner-Institut und eines für Kunstgewerbe: das Pennsylvania-Museum.

In ihrer Akademie für Naturwissenschaften hat sie eine Vogelsammlung von 80 000 Vögeln, eine Insektensammlung von 400 000 Stück und eine Bücherei von 80 000 Bänden.

Es wäre nun furchtbar langweilig, wenn ich bei jeder amerikanischen Stadt solche Zahlen angeben wollte. Ich führe sie hier nur als ein Beispiel an. Wir hochgebildeten Mitteleuropäer halten uns mit unseren Universitäten und unserem wissenschaftlichen Getue als die alleinigen Kunstträger und Kulturbruthennen. Wir sind, überzeugt von unserer Bevorzugung, allzu leicht und immer wieder geneigt, in diesem jungen Land nur die Jagd nach dem Dollar zu sehen. Wir möchten ihm jeden wissenschaftlichen Ernst absprechen, und wo solcher erscheint, nur als geschäftlichen, gewinnbringenden ansprechen.

Hier, in Philadelphia, sehen wir eine ausgesprochene Handels- und Fabrikstadt, und gerade sie ist es, die hohe Wissenschaft pflegt. Vielleicht hätte auch bei uns eine Universität mitten im dichtesten Industriegebiet mehr sozialen Ausgleich geschaffen, als eine halbe Stunde von Bonn oder an allerhand verträumten Punkten, die weit abliegen von den brennenden Tatsachen des Lebens.

Ich habe keines von diesen Museen besucht. Als ich las, daß das Kunstgewerbemuseum 30 000 Gegenstände

aufführe, wurde mir angst und bange, und ich verzichtete einstweilen auf meine Weiterbildung. Aber ich gehe noch hin. Sicher haben sie da wieder Sachen der ersten deutschen Einwanderer, und die werde ich mir ansehen. Sie leuchten mir mehr als das leuchtendste venetianische Glas und sind mir kostbarer als die kostbarsten Seiden. Weil ein Herz darin schlägt. Auch noch heute nach 150 Jahren. Für heute habe ich genug gesehen. Mehr, ich habe Geschichte gelebt. Und das in Räumen so unberührt und so fein, und unter Menschen so still und so andächtig, daß dies allein mir die Reise in dies Land wert war.

Philadelphia ist nicht wie die anderen amerikanischen Städte. Die sprangen einmal auf, vor zwanzig, fünfzig, vielleicht hundert Jahren, so wie unsere Städte im Ruhrkohlengebiet aufsprangen. Sie haben keine Geschichte. Und hatten sie einmal eine in einer uralten Kapelle, dann haben sie sie längst weggesprengt — kein Mensch weiß mehr davon. Nun haben sie ihre Prachtbauten und ihre Prachtstraßen, aber sie haben keine verwitterten Mauern und keine überwachsenen Tore. Sie haben rote und goldene und blitzende Reklamen und keine halbverwischten Inschriften. Sie haben überschäumende Jugend und kein träumendes Alter.

Philadelphia hat mehr, hat beides, hat stürmisches Streben und hat besinnliches Erinnern.

Ist sie nicht wie ein leisschwingender Ruf nach oben, die Gloria Dei — Ehre Gottes — diese älteste Kirche der Stadt? Wie sie da versonnen unter den uralten Grabsteinen steht, ganz bis oben voll Glück! Schweden, die ersten Siedler des alten Wicaco, haben sie 1700 erbaut. Ihr folgte 1747 die Christuskirche mit ihrem entzückenden Turm. An die Stelle einer kleinen Kirche von 1696 hatte man sie errichtet. Auch die Katholiken haben ein altes Heiligtum, die St. Josephskirche. Der erste Bau aus dem Jahre 1732 steht zwar nicht mehr, aber auch der neue, erst neunzig Jahre ist er alt, birgt schöne Erinnerungen.

Und dann das Großmütterchen unter den Häusern, das Betsy-Roß-Haus. Es ist so gleichgültig, ob die Legende wahr ist oder Dichtung, daß sie, Betsy Roß, die erste amerikanische Flagge genäht, und auch so gleichgültig, ob sie wirklich in diesem Haus oder ein paar Häuser weiter gewohnt hat. Daß man dies kleine Häuslein — wie vorwitzig guckt es in die Straße hinein! — heute noch heilig hält, und hier in dieser Stadt, in diesem Lande, wo die Zukunft nicht schnell genug Gegenwart wird, das ergreift tief. Und mit einem jähen Ruck wirft es aus dem brodelnden reichen Jetzt in das stille einfache Einstmals zurück.

Und dann stehe ich plötzlich vor dir, Independence-Hall — du heiliger Boden der Vereinigten Staaten! Independence-Hall — Haus der Unabhängigkeit — was besagt das nicht alles für den freien amerikanischen Bürger! Glorreiche Tage und glorreiche Männer steigen da auf, und Befreiung aus englischer Knechtschaft — Freiheit — ringt sich noch einmal los von dem Herzen jedes, der diese durch die Unerschrockenheit weniger Männer geweihten Räume betritt.

Da vor mir steht die Liberty-Bell — die Freiheitsglocke, — die am 8. Juli 1776 die Freiheitserklärung der 13 Kolonien als United States of America einläutete. Einst hing sie oben im Turm und von da aus ließ sie allen, die hungernd aufhorchten, erklingen, was ihre Inschrift besagt: „Verkünde Freiheit über das ganze Land und allen seinen Bewohnern." (Lev. 25,10.) Längst schon schweigt sie und steht unten in der Vorhalle, daß jedes amerikanische Kind sie sehen und sich sagen kann, was sie bedeutet. Unter einem Glaskasten stand sie, und erst 1915 wurde dieser Kasten entfernt, damit jeder sie berühren könne. Und leidenschaftliche Menschen haben sie in der Kriegszeit geküßt, weil man ihnen gesagt hatte, ihre Männer, Söhne und Brüder seien über das Meer gezogen, um für die Freiheit, die menschliche Freiheit zu kämpfen. Wer will sie tadeln? In schweren Freiheitskämpfen hatten ihre Ahnen mit einem gewaltigen Feind um dies höchste der irdischen Güter gerungen. Ein paar Schritte davon hatten die Besten ihres aufwachenden Landes gesessen und ihrer aller Zukunft in ihren Händen gewogen — wie unentweiht ist noch heute alles in diesem Declaration-Chamber! — sie mußten und sie wollten gern auch dieser Freiheit ihr Liebstes opfern.

Nicht aus den bluttriefenden Händen von Sansculotten ist, wie so oft es heißt, die Freiheit des Volkes über die Völker gekommen. Hier klang sie zuerst, und mit monumentaler Wucht dröhnen in alle Zeiten die ersten Worte der Declaration hinein: „When in the course of human events it becomes necessary for one people to dissolve the political bonds . . . ." „Wenn es im Lauf menschlicher Dinge für ein Volk notwendig wird, die politischen Bande zu lösen . . ."

Wir, deren Ruhm in einem Fürstenschloß auf verhaßtem Boden entstand und dort wieder zerschlagen wurde, nein nur werden sollte, wir haben kein solches Heiligtum. Wir haben noch nicht einmal eine Flagge, die allen gemeinsam und heilig. Wir haben nur unseren Rhein, um den wir Not gelitten und um den wir draußen gegen wilde Horden standhalten mußten . . . Tief unten darin liegt noch die Krone . . . Wie lange noch wird es dauern, bis der deutsche Held kommt der sie hebt . . . Wann kommst Du, Siegfried, siegende Kraft, die aus uns ein einiges Volk macht, so einig, wie dies junge Volk es längst ist . . .

Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen . . . Traum deutscher Träume, wann wirst Du leben! . . .

*

New York, 10. Januar

24.

Nun bin ich schon vier Wochen im Lande. Das ist — selbstverständlich — lange genug, um ein Land durch und durch kennen zu lernen und ihm gute Ratschläge zu erteilen. Jedenfalls wäre es langsam an der Zeit, etwas über den amerikanischen Geist zu schreiben. Nicht über den großen Geist. Über den ist genug im Lederstrumpf, Letzten Mohikaner und den neueren Klassikern der Indianerbücher zu lesen. Sondern etwas über den amerikanischen Wirtschaftsgeist oder den amerikanischen Vergnügungsgeist, den religiösen, den wissenschaftlichen, den nationalen Geist, den Sportgeist oder den Geist der amerikanischen Frau. Sollte ich irgendeinen Geist ausgelassen haben, bitte ich um Entschuldigung. Ich glaube nämlich an keinen von ihnen, glaube an keine Geistererscheinungen, glaube nicht einmal an den sonstwo so oft zitierten Zeitgeist. Alles, was unter den Gattungsbegriff Geist gebracht wird, alles das ist am Ende nur unbeholfener Formelkram. Das Leben läßt sich nicht in Formeln pressen. Wo man es versucht, sei es auf höheren Befehl, aus Wissenschaft oder aus Faulheit, da versteint es. Von da gehört es mehr in die Petrefaktenkunde als die Archeologie. Tatmenschen wissen nichts damit anzufangen.

Ob solches Denken nicht unchristlich ist? Unwissenschaftlich ist es, das weiß ich; aber das macht nichts. Unchristlich? Der Weise im alten Bunde sagt schon: alles ist in beständigem Fluß, in demselben Zustand bleibt nichts. Leute, die nicht gern an das neue oder das alte Testament glauben, schreiben diesen Ausspruch natürlich irgend einem alten griechischen Heiden zu.

Geist! Ich könnte es mir einfach machen, darüber zu schreiben. Ich brauchte mir nur zwölf amerikanische Bücher über irgend eine Zeitfrage — Problem wird vielleicht besser verstanden — in einer Bibliothek zusammensuchen zu lassen; man tut das ganz gern. Dann setzte ich mich hin, zöge aus ihnen den Inhalt heraus, brächte ihn auf eine Formel, nennte das Geist, täte etwas eigenen Senf hinzu: ein neues Buch wäre fertig und die berühmte Lücke in der Literatur, die bis dato so mordsmäßig geklafft hatte, wäre ausgefüllt. Heil und Sieg!

Heute morgen war ich in einem 5 & 10 Cents Store. So heißen diese Warenhäuser. Man sieht also schon gleich an dem Firmenschild, was sie sind. Sie haben nur Sachen zu 5 und 10 Cents zu verkaufen, also nach unserem Geldwert gemessen, Sachen zu 10 und 20 Pfg. und nicht 20 und 40 Pfennig. 25- und 50-Pfennig-Geschäfte, wie sie jetzt bei uns entstehen, sind also nur eine schlechte Nachahmung der amerikanischen 5 und 10 Cents Stores. Sie sind wie alles in Deutschland auf möglichst hohen Verdienst berechnet und nicht wie hier auf möglichst hohen Umsatz bei geringem Verdienst. Auf diese Preise, 5 und 10 Cents, ist alles darin abgestempelt. Ich weiß im voraus: für 3 oder 8 Cents kann ich hier nichts bekommen. Ich kann auch nicht handeln — für die deutsche Hausfrau, die so gern Elektrische fährt, um irgendwo einen Pfennig herunterzuhandeln, eine schwere Enttäuschung. Ich kann auch nur das haben, was ausgelegt ist. Es ist zwecklos zu fragen: haben Sie das Atlasband nicht eine „Idee" mehr nach Grün, breiter oder matter? Ein deutsches junges Mädchen — bekanntlich der Schrecken aller Ladenfräulein, — das ihr Hauptvergnügen darin sieht, sich möglichst viel „vorlegen" zu lassen, käme nicht auf ihre Rechnung. Ich gehe auch nicht in diese Stores mit dem dumpfen Gefühl, irgend etwas zu kaufen — Geldausgeben tun die deutschen jungen Mädchen noch lieber als

heiraten. Ich weiß genau, was ich will, und darum frage ich am Eingang sofort: wo haben Sie Ihre Schuhwichse, oder, Ihre Schraubenzieher?

Es ist erstaunlich, was man alles für 5 und 10 Cents haben kann. Man hält es nicht für möglich, ist man nicht selbst von Tisch zu Tisch, von Stand zu Stand und von Stockwerk zu Stockwerk gegangen. Weißwaren, künstliche Blumen, Handwerkszeuge, Schreibsachen, Eisen- und Emaillewaren, Haushaltsgegenstände — tausenderlei! Es gibt überhaupt keine Fabrikation, die nicht vertreten; selbst Ersatzteile zu Ford-Autos kann ich haben. Ausgenommen ist vielleicht die Flugzeugindustrie. Aber selbst da bin ich nicht sicher; ich will nächstens einmal fragen, wo der Stand für Flugzeugbedarf ist.

Geht etwas als Ganzes nicht für 10 Cents zu verkaufen, und ist doch dabei eine begehrte Hausstandssache, dann wird es in Teile zerlegt. So kaufe ich mir von elektrischen Birnen, Schaltern, Fassungen und Draht gerade das für 5 oder 10 Cents, was ich brauche. Ich suche mir aus, was mir paßt. Kein Mensch drängt mich, hängt mir etwas auf oder bedauert enttäuscht, wenn mir dies oder das nicht gefällt. Bin ich müde oder hungrig geworden, gehe ich in den Erfrischungsraum. Auch da habe ich für 5 und 10 Cents die größte Auswahl.

Ich habe mir heute drei solcher Stores angesehen. Deutsch, eingehend natürlich. Sie weichen je nach der Kundschaftsgegend voneinander ab in Aufmachung und Darbietung. Es mag sein, daß ein Teil der Waren eigens für diese Stores hergestellt wird. Durchweg sind sie es nicht, das sieht schon der Nichtfachmann. Jedenfalls sind es keine Ramschwaren, oder etwa zweite oder dritte Wahl, wie bei der Staatlichen Porzellanmanufaktur.

Ob sich diese Stores denn bezahlt machen? Wer sie erfand — Woolworth — ist vielfacher Millionär dabei geworden. In New York mögen allein 100 seiner Stores sein. Er glaubte an sie als eine Naturnotwendigkeit

für diese Stadt und diese Zeit und so fing er an. Und er rechnete. Er rechnet allein 20% für Diebstähle hinein, hat hunderte von Geheimpolizisten von morgens bis abends an der Arbeit, und verdient doch, immer noch. Er rechnet auch mit seinen Kunden. Nicht mit deutschen, bei denen jedes Stück, jeder Strumpf, jeder Knopf, selbst die Stecknadel von unbegrenzter Haltbarkeit sein muß. Keiner hat wohl mehr erfaßt, daß alles vergänglich, daß alles im Fluß ist und es sein muß, als der Amerikaner.

Ob sie nicht deshalb mehr Gegenwartsmenschen, mehr Augenblicksmenschen sind als wir?

Ich war gestern morgen zum Hauptgottesdienst in der Trinity Church. Es ist die berühmte Kirche am Broadway. Die Spitze ihres gotischen Turmes ragt bis ans 20. Stockwerk ihres nachbarlichen Wolkenkratzers. Ich kam von Wall Street herauf. Hier, wo Morgan seine Bank hat, wo die Säulen der New Yorker Börse aufragen, und wo sich die Geschicke von Staaten wie von Oelquellen entscheiden, war alles still. Nur ein Dutzend Knaben und Mädchen, Kinder der Hauswartfamilien in den Riesenhäusern, lärmten da herum. Sie waren alle auf Rollschuhen. Es galt einen Wettlauf. — Ohne ein race geht es hier nicht, und erst recht nicht hier auf Wall Street. Beim Denkmal von Washington sollte es losgehen. Gerade hatte ich die Inschrift gelesen, daß am 30. April 1789, an diesem Platz Washington den Eid als erster Präsident der United States of America abgelegt hat, da kamen sie an. Ein freundlich genährter Polizist trat hinzu. Es könnte ja sein, daß seine Anwesenheit der Ordnung wegen notwendig wäre! Und dann rannten sie los . . . Sie rannten gut.

In der Trinity Church war feierlicher Gottesdienst. Die Kirche ist die angesehenste Episkopalkirche der Stadt. Von weither kommen die Andächtigen — es sind Fahrstunden — um hier Sonntag zu halten. Im Chor waren die Zöglinge und angehenden Geistlichen des Seminars, alle in weißem Chorrock und sangen andächtig, fein-

geschält. Der Bischof saß im Chorrock und roter Stola auf seinem Thron. Im weißen Meßgewand von Diakonen assistiert betete und sang der zelebrierende Geistliche das Amt. Der weiße Marmoraltar flammte in Licht . . .

Opferung . . . Sechs Herren des Kirchenvorstandes, nicht Kirchendiener, übernahmen die Sammlung in der Gemeinde und trugen geschlossen hinaufgehend ihre Körbchen an die Altarschranke.

Wandlung . . . Kein Laut huschte durch den frommen Raum, als der Zelebrant laut die Einsetzungsworte sprach. Im Chor war alles in die Knie gesunken.

Es kam die Kommunion. Die alten und jungen Geistlichen, alle Schüler und Seminaristen traten an den Altar, knieten nieder und nahmen das Abendmahl. Und dann kam die Gemeinde. Bank um Bank leerte sich, stieg zum Altar hinauf und kniete nieder. Nur wenige blieben zurück und verließen vor dem Segen des Bischofs die Kirche. In feierlicher Prozession zogen sich Chor, Geistlichkeit und Bischof durch die Kirche in die Sakristei zurück. Wundervoll verklang der getragene Hymnus des Chores. — Und draußen am Central Park, hoch oben ersteht die gewaltige St. Johanniskathedrale von New York. Sie wird größer als der Kölner Dom. Nur die Kathedrale von Sevilla und St. Peter in Rom werden sie übertreffen. Sie soll 10 000 Andächtige fassen. Im November 1925 wurde der Grundstein gelegt: 1928 soll das Schiff der Kirche fertig sein. An 20 Millionen Dollars sind schon für diese Kathedrale geschenkt worden, und wer weiß, wie viele noch notwendig sein werden. Millionen und Millionen werden alljährlich für Heidenmissionen geopfert. Kann bei solchen Zahlen wirklich jemand glauben, die Gläubigen der amerikanischen Episkopalkirche täten das alles, bloß um das Größte und Schönste zu haben oder gar aus Abneigung gegen die katholische Kirche? Kein Kirchengebot zwingt sie zu weiten Wegen in die Kirche und an den Altar, und keine Kirchensteuer ist ihnen auferlegt. Was ist es denn, daß diese Geschäfts- und Geldleute nach Trinity Church

zieht? Warum machen sie es nicht so wie die ehrenwerten Bürger von X., einer norddeutschen Großstadt, — ich will den Namen nicht nennen?

Himmelfahrtstag war es vor zwei Jahren, in einem unserer schönsten deutschen Dome. Die alten Glocken hatten das Fest eingeläutet, es schlug zehn zum Hauptgottesdienst; pflichtgemäß setzt die feine Domorgel ein, der (evangelische) Geistliche tritt aus seiner Sakristei an den Altar. Er blickt in die Kirche . . . nur die paar Scheuerfrauen der Kirche sieht er da sitzen . . . Ich kann es ihm nicht verdenken, daß er sich umdrehte und ging.

Gestern abend war ich im Norden der Stadt. Es war zur Schlußfeier des 40-stündigen Gebets. Früher einmal war die Gemeinde ganz deutsch, und Deutsche waren es auch, die die Kirche erbaut hatten. Später zerstreuten sie sich und während des Krieges ist sie ganz englisch geworden. Nur der Pfarrer stammt noch aus der ältesten Zeit, und echt badisch traulich klingt noch sein Deutsch. — Es ist in den deutschen Kirchen New Yorks Gebrauch, daß zu solcher Schlußfeier die deutschen Priester der Stadt eingeladen werden. So hatte ich Gelegenheit, ein gutes Dutzend von ihnen kennenzulernen. Nicht alle sprechen sie es gut, unser Deutsch, denn einige von ihnen sind schon hier geboren. Sie halten aber treu zusammen und fühlen im tiefsten Innern noch Deutsch — müssen sie es?

In all den langen Jahren hat auch nicht ein deutscher Generalkonsul oder Konsul es der Mühe für Wert gefunden, einen von ihnen zu besuchen oder einzuladen. Aber ich will ja nicht von deutschem Geist schreiben. —

Als wir in Prozession die große Kirche durchschritten, war sie gedrängt voll; wir mußten uns selbst geradezu durchdrängen. Warum strebten diese Menschen nicht wie hunderttausend andere in die Stadt? Broadway flutete von Licht und wogte von Menschen, sie aber beteten und sangen . . . er klingt mir noch nach, der letzte Vers aus dem Lied, das unserem „Großer Gott“ nachgebildet: everlasting is thy name — ewigdauernd ist dein Name.

Als ich nach Hause fuhr, kam ich an der 8. Avenue kurz vor unserer 23. Straße an einen Betsaal vorbei. Ein großes elektrisches Kreuz leuchtete über der Tür. Ich trat ein. Ein blinder Evangelist (Prediger) aus Schottland hielt eine Ansprache. Einfach und warm, wie sie von einem Menschen kommt, der nur in sein Inneres sieht. Ich zählte seine Zuhörer; es waren fast 250. Warum gingen diese Leute nicht ins Kino nebenan? Es kostet nur 10 Cents, der erste Platz 15 Cents, und ist ebenso warm, und die Stühle sind gepolstert? Oder gehen ins Vaudeville ein paar Schritte weiter, wo sie sich für 25 Cents halb totlachen können?

Aber die Volksbildung, wie ist es damit?

Gestern nachmittag, also an einem Sonntag, besuchte ich das Central Building der New Yorker öffentlichen Bücherei. Es ist dies das Haupt- und Verwaltungsgebäude der 38 öffentlichen Bibliotheken. Ecke 5. Avenue und 42. Straße. Es steht erst seit 1911 und hat neun Millionen Dollars gekostet. Außer seinem Hauptlesesaal hat es Lesesäle für Amerikanische Geschichte, Manuskripte, Musik, slawische, jüdische, orientalische Literatur, technische und Handelswissenschaften, für Blindenbücher, laufende Zeitungen und Zeitschriften, drei Ausstellungssäle, zwei Bildersammlungen. Die Bücherei enthält 2 847 275 Bände. Im Jahre 1925 wurden an die 1 586 623 Benutzer des Reference Departments 3 347 738 Bücher ausgegeben und 9 018 339 Bücher wurden nach Hause mitgegeben. Im Ganzen haben 3 957 749 Leser diese eine Bücherei benutzt. 1313 Angestellte sind darin tätig.

Ich bin durch alle Lesesäle hindurchgegangen und habe nach Schlafenden gesucht. Ich habe nur einen gefunden, und er war ein alter weißbärtiger Mann. Die anderen, es mögen 3000 gewesen sein, hatten ihr Buch vor sich und lasen. Warum gingen diese Menschen nicht an die Luft — es war ein angenehmer Nachmittag und der Central Park ist groß und nicht weit? Nach der Einengung im Büro oder in der Werkstatt hatten sie

es sicher verdient. Ich möchte einmal wissen, wie viele öffentliche und freie Büchereien bei uns am Sonntag besucht sind?

Theater und Kino sollen hier nur Ausstattung sein und nichts Ernstes bieten? Über dies Kapitel wollen wir lieber ganz still sein. Wäre es so, ja wäre nicht einmal ein Streben vorhanden, selbst dann wäre es berechtigt. Menschen, die in schärfster Anspannung durchs Büro oder durch die Arbeitsräume gepeitscht wurden, sind abends nicht mehr fähig, tiefsinnige — — und ach so sinnlose — — Probleme (!) zu wälzen. Was sie suchen und haben müssen, d. h. Ablenkung, Vergessen des Alltags, das gibt ihnen nur das Lichtbildtheater und die fröhliche Muse. Und dort läßt sich Kunststreben nicht leugnen. Die schönste Orgel der Welt besitzt das Paramount Kino und wie ein Meister ersten Ranges beherrscht Jesse Crawford sein wundervolles Instrument.

Bliebe noch die Wohnungskultur. Und da heißt es, man hätte hier nur stilloses Zeug usw. Nun, allzulange her ist es noch nicht, daß in unserm alten Kulturland der Sinn dafür aufwachte. Ich möchte auch heute noch nicht alle die stillosen Möbel bei uns nachzählen, ganz abgesehen davon, daß ein großer Teil unserer modernen Möbel eher Barbarismus bedeutet. Da sind mir die amerikanischen Möbel nach alten englischen oder französischen Mustern schon lieber. Und will ich etwas ganz Schönes sehen, brauche ich nur in die Möbelausstellungen von John Wannemaker zu gehen. Sie geben unseren „Kunst im Heim“, oder wie die Ausstellungen heißen, nicht einen Deut nach.

Nein, nur nicht immer mit unserer alten Kultur protzen, nur nicht überall Geist sehen wollen und Geister! Sorgen wir lieber dafür, daß der, den wir haben, uns nicht durch Verordnungen, Überhebung und Streit eingeengt werde. Wir haben mit uns selbst gerade genug zu tun. Alles zieht sich im Leben zurecht. Dies Land, das von Jugend und Kraft und innerem Reichtum strotzt, wird seinen Weg finden. Das Leben wird dafür sorgen.

New York, 14. Januar

25.

Von klein an habe ich immer eine besondere Vorliebe für die Briefträger gehabt. Ich möchte noch heute zu jedem am liebsten „Onkel" sagen. Gibt es überhaupt etwas freundlicheres als einen Briefträger? Nicht etwa bloß jener, der da über Land geht, einen dicken Stock in der Hand und eine große Brille auf der Nase, so wie er in den alten Kalendern steht. Nein, jeder von ihnen ist freundlich und nett. Und immer ist er pünktlich und schimpft nicht über das Wetter und auch nicht über sein schlechtes Gehalt und hat doch eine so große Verantwortung. Es ist gut und schön, daß man den Erfinder des Weltpostvereins so hoch hält, und von ihm Denkmäler gemacht hat — das soll nämlich etwas sein! Wenn ich etwas zu sagen hätte, dann käme sein Bild auf jede Briefmarke, in grün, rot, blau oder in lustigem Gelb. Dann gäbe es wenigstens keinen Streit um allerhand berühmte Deutsche. Ich sage immer noch Briefmarke, obgleich gewissenhafte Menschen — oder ist es gar amtlich? — in vollem Ernst sagen, es müsse Postmarke heißen, weil eine solche Marke (wie einfach!) auch auf eine Karte oder eine Drucksache geklebt werden könne. Nicht einmal Freimarke sei zulässig, weil man sie nicht frei bekäme, sondern gegen Vorlegung des aufgedruckten Wertes in Reichspfennigen. Daher auch die eigentliche „amtliche' Bezeichnung: „Post—wert—zei—chen" — bitte brechen Sie sich die Zunge nicht ab! Ich bleibe bei der alten „Briefmarke" wie beim lieben alten „Briefträger", wie ich auch immer noch „Bleifeder" sage, obgleich besagter Schreibstab weder aus Blei noch eine Feder ist. Ich bin darum auch nicht dem „Verein zur Förderung gespitzter Bleistifte" beigetreten, mögen dessen Ideale noch so zeitgemäß sein.

Ich glaube, man muß zum Briefträger richtigen Beruf haben. Wäre ein Briefträger nur Postbeamter, dann ginge es auch ohne. Von Postbeamten — so habe ich mir sagen lassen — wird an erstester Stelle eine wissenschaftliche Vorbildung verlangt, und zum Aufstieg in die höheren Gehaltsklassen jedesmal eine Prüfung, jedesmal eine schwerere. Es ist also nicht wie beim Geheimrat, das wird man von selbst.

Ich lese gerade, daß der postmaster — bei uns hieße er Oberpostdirektor oder Oberhauptpostdirektor — also der Postmaster der Hauptpost von Brooklyn ein Gehalt von 8000 Dollars bezieht. Das sind nicht etwa, der Dollar zu 4.20, gerechnet 33 600 Mark, sondern mit dem Kaufwert unserer Mark verglichen, höchstens 16 000 Mark, in Wirklichkeit ist es noch weniger. Außer dieser Hauptpost hat die Stadt New York, zu der Brooklyn gehört, noch eine zweite — eigentlich geht sie vor der von Brooklyn —, die Hauptpost von New York: New York General Post Office. Sie ist ganz in meiner Nähe. Sie bedeckt zwei Straßenblocks zwischen der 31. und der 33. Straße und geht von der 8. zur 9. Avenue durch. Sie liegt der herrlichen Pennsylvania-Station gerade gegenüber und ist ein schwerer Renaissancebau, wie man ihn in Amerika so gern hat. 46 Nebenämter — ohne die 26 von Brooklyn — sind ihr angeschlossen. Durch Preßluftröhren — Rohrpost —, die eine Gesamtlänge von 28 Meilen (eine Meile = 1,6 Kilometer) haben, sind sie mit der Hauptpost verbunden. 5 Millionen Briefe werden so täglich befördert. Der tägliche Verkehr dieser einen Hauptpost beträgt 15 Millionen Stück. Am 1. November v. Js. hatte sie allein 4500 Briefträger — letter carriers heißen sie auch hier — während die Brooklyner Hauptpost 1800 beschäftigte. Über die höheren und höchsten Beamten finde ich keine Zahlen; sie haben für den praktischen Amerikaner offenbar keine Bedeutung.

Ich denke mir, der postmaster bekommt dasselbe Gehalt wie sein Kollege in Brooklyn. Ich gäbe ihm so

gern eine Zulage. Er hat nämlich in seiner Hauptpost ein sehr feines Plakat anschlagen lassen. Übersetzt heißt es so:

Die Post ist eine Geschäftseinrichtung.

Kunden haben ein Recht auf und müssen bekommen eine pünktliche, genaue und höfliche Bedienung. Wenn Sie meinen, unser Verfahren oder Betragen könnte verbessert werden, wünscht der Postmeister darüber zu hören, persönlich.

John J. Kiely, Postmeister.

Ich möchte fast glauben, er ist selbst einmal Briefträger gewesen — hier ist das möglich. Ich wüßte sonst nicht, wie er sonst zu einer so modernen und so freundlichen Auffassung käme.

Ich weiß nicht, wie viele Briefträger es in Hamburg oder in Berlin gibt, und ob es im Verhältnis mehr sind oder weniger. Es ist so nebensächlich wie alle diese Zahlen. Die Hauptsache, und warum ich die New Yorker Hauptpost liebe, ist dies:

Über der Säulenreihe der Hauptfront an der 8. Avenue steht der ganzen Länge nach in meterhohen Lettern folgende Inschrift:

Neither snow nor rain nor heat nor gloom of night stays these couriers from the swift completion of their appointed rounds.

(Weder Schnee noch Regen noch Hitze noch Dunkel der Nacht hält diese Boten von der schnellen Erledigung ihrer bestimmten Runden ab.)

In den Seitenfeldern steht noch etwas von Thurn und Taxis und Richelieu, aber das ist mehr für Bücherwürmer u. a.; ich habe es wieder vergessen. Es macht nichts, solange ich nur die eine große Inschrift behalte. An der Hamburger Hauptpost ist oben eine Uhr — wie bezeichnend und geistesarm. Die Berliner Hauptpost kenne ich nicht. Vielleicht steckt eine Fahnenstange ganz oben drauf; höher kann sich künstlerische Begeisterung unmöglich ausschwingen. Vielleicht trägt sie vorne als Sinnspruch eine klassische Strafverordnung. Diese Inschrift an der New Yorker Hauptpost: wie so rein menschlich ist sie! Alle andere Arbeit in diesem gewaltigen Mittelpunkt, und mag sie so wichtig und so anstrengend und so notwendig sein, wie sie will — sie ist nichts gegen die unermüdlichen und verantwortungsvollen Gänge der Männer im schlichten Grau, sie verschwindet gegen ihren freundlichen Gruß. Immer fremder werden sich die Menschen von heute. Immer mehr schließt sich einer ab von dem andern. Wie haben sie den einfachen Briefträger so nötig!

Die Vereinigten Staaten kennen keinen Postscheckverkehr. Wir mögen das als einen Mangel empfinden; wir sind daran gewöhnt worden, daß die Behörden alles für uns tun. Selbständige Menschen, wie die Hamburger Großkaufleute haben darum kein Postscheckkonto; sie benutzen für ihren Scheckverkehr die Banken als kaufmännischen Vermittler. Vielleicht ist dies der Grund, warum die U. S.-Post den Scheckverkehr noch nicht aufnahm. Wovon sollen schließlich die Bürger leben und Steuern zahlen, wenn ihnen jedes einträgliche Geschäft von irgend einer Behörde genommen wird? Wird in einem Punkt nachgegeben, folgt bald der andere. Was wäre schließlich dagegen zu wollen, wenn die Post morgen eine Musikinstrumentenfabrik, das Innenministerium eine Tanzschule und der Reichstag eine Wäscherei mit Kraftbetrieb aufmachen wollte?

Die U. S.-Post hat aber eine eigene Sparkasse. Man kann in ihr bis zu 2500 Dollar einzahlen. Eine Sparkasse ist kein Geschäft, das mit den Banken ernstlich in Wettbewerb treten könnte. Bei uns vielleicht, wo es sich nur um kleinere Summen handelt im Vergleich zu den Riesenwerten der amerikanischen Banken. Mit den Geldern der Sparkassen kann nicht spekuliert, also nicht gegen die Banken gearbeitet werden. Die Guthaben in den Sparkassen der ganzen U. S.-Post sind deshalb verhältnismäßig gering. Sie betrugen für das Geschäftsjahr 1925 135 260 153 Dollars (1926: 134 178 558); also

etwas über einen Dollar auf den Kopf der Bevölkerung. Die Guthaben auf den 1524 Sparkassen in den Vereinigten Staaten waren dagegen 9½ Milliarden Dollars bei 15 Millionen Sparern. Die Stadt New York hatte allein 75 Sparbanken, und ihre 3 332 593 Kunden zahlen in einem Jahr 1 034 556 371 Dollars ein. Wer mehr über Geld, Geldverkehr usw. wissen möchte, müßte noch andere Zahlen heranziehen. Vielleicht bekommt er einen schwachen Begriff, wenn er liest, daß die täglichen Verrechnungen des New York Clearing House im Durchschnitt fast eine Milliarde Dollars betragen; am 2. Januar 1926 waren sie sogar fast 2 Milliarden.

Einfache Menschen mit Gemüt können ihre Geldüberweisungen auch mit der Post erledigen. Bis zu 2.50 Dollar kostet das nur einen Cent. Ich male mir aus, ich gehe in Hamburg aufs Postamt, nahe mich dem Schalter, nehme meinen Hut ab, bitte bescheiden um eine Post-Einzahlungs-Karte (oder heißt es Formular?), fülle sie aus auf 5 Goldmark, und lege dann zwei ehrliche Kupferpfennige (es ist doch echtes Kupfer?) dem Herrn mit der Dienstmütze hin. — — was mir dann wohl passierte? — Bei 100 Dollars ist die Gebühr 22 Cents, also nicht einmal 44 Goldpfennige Wert. Ich bekomme über meine Einzahlung keine Empfangs-Bescheinigung, sondern den „Scheck“ selbst, und den schicke ich weiter und nicht die Post. Fein, was? Die U. S.-Post hält mich nicht für vormundschaftsreif und meinen Freund in Kalifornien auch nicht.

Alles im Leben ist Auffassung. Der eine nennt Bequemlichkeit, was der andere als Bevormundung empfindet. Dabei braucht man nicht einmal Fürsorge als Erziehung zur Faulheit aufzufassen. Gefahr für Arterienverkalkung ist überall. Man kann aber nie früh genug dem Arzt telephonieren.

Überhaupt das Telephon!

Wie handlich, überall greifbar ist mir in den Städten diese Einrichtung gemacht! In jedem drug store, also fast an jeder Straßenecke, steht mindestens ein Fernsprechautomat; ich sah solche Allerlei-Läden mit sechsen. Ich brauche bei dem Mann nichts von seinen Herrlichkeiten zu kaufen: kein Butterbrot mit Schinken, keine Tasse Kaffee, kein Glas Soda oder Tinte, keinen Lebertran, keine Schuhwichse und kein Aspirin — — ich will nur schnell jemand anrufen. Selbst das sage ich ihm nicht; ich gehe einfach in seine Telephonzelle.

Ebenso stehen sie auf jeder Haltestelle der Hochbahn und der Untergrundbahn und zu Dutzenden auf den großen Bahnhöfen. Auch muß ich nicht erst 10 Minuten „anstehen“, wie auf dem Hamburger Hauptbahnhof, um mir eine „Fernsprechmarke“ — schon das Wort ist langweilig — zu kaufen oder richtiger: hinwerfen zu lassen. Alles nur Verzögerung und bürokratische Umstände. Hier werfe ich, je nach der Entfernung, meine 5 oder 10 oder 25 Cents hinein, und automatisch erhalte ich mein Geld zurück, kommt kein Gespräch zustande. Will ich drahten oder kabeln brauche ich nicht erst eine halbe Stunde zum Postamt zu laufen. Ich kann das in einer der hundert kleinen Annahmestellen oder auch im Hotel abmachen. So hat die Western Union Telegraph Company allein in der inneren Geschäftsstadt New York zweihundert Annahmestellen.

Kommen noch die night letters — Nachtbriefe — hinzu, diese so außerordentlich verbilligten Telegramme. Bis zu 50 Worten, (Anschrift wird nicht gerechnet) kann ich für den Preis eines zehn-Worte-Telegramms haben. Dies kostet z. B. von New York nach Philadelphia 30 Cents, nach Chicago 60 Cents und nach San Francisco 120 Cents. Ich kann also in einer Nacht einen Brief — 50 Worte ist schon eine Menge — von New York nach San Francisco schicken, wofür die Post sonst vier Tage braucht, und er kostet nur 1.20 Dollar. Auch Tagbriefe kann ich telegraphisch schicken. Sie sind um die Hälfte teurer. Ein Tagbrief von New York nach San Francisco, kostet also 1.80 Dollar; jedenfalls billig, wenn man die sehr teuren deutschen „Gebühren“ (ohne Gebühren geht es einmal nicht!) damit vergleicht.

Was sollen wir klagen: eine Förderung des Geschäftslebens ist von Amtswegen nirgendwo zu erwarten, also hier ebensowenig. Der Antrieb muß immer aus dem Leben selber kommen.

Telephon- und Telegrammverkehr wären bestimmt hier nicht so entwickelt, lägen sie in den schwerfälligen Händen des Staates.

Aber in den Vereinigten Staaten teilen sich 9700 Telephongesellschaften und 24 Telegraphen- und Kabelgesellschaften in die Arbeit und ins Geschäft. Sie ist nicht klein, diese Arbeit. 17 Millionen Fernsprecher sind zu bedienen (1927), 70 Millionen Gespräche täglich und 23½ Milliarden Gespräche im Jahr zu vermitteln. Das Reich hat annähernd 2,6 Millionen Fernsprecher; das ist ein Drittel im Verhältnis zur doppelt so großen Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Auf je 100 der Bevölkerung kommen hier über 15 Fernsprecher, das sind zehnmal soviel wie auf die Bevölkerung in Europa. In Chicago kommen auf je 100 der Bevölkerung 25 Fernsprecher, in New York 24, in San Francisco 31, in Washington 26,8. In Berlin dagegen sind es nur 10,3, in Köln 8,2, in München 8,8, in Hamburg 11. Paris hat 8,5, London noch weniger 6,6 und Wien nur 5,1. In der Schweiz dagegen sind es mehr. So hat Genf 12,3 und Zürich gar 12,8.

An Telephon- und Telegraphenleitungen besaßen die Vereinigten Staaten 1925 über 48 Millionen Meilen und jetzt 58 Millionen (1 Meile = 1,6 Kilometer), Deutschland hat 8,6 Millionen Meilen und Großbritannien ohne Irland 5,6 Millionen.

Die Zahl der Angestellten beläuft sich auf 400 000 (68 632 im Telegraphen- und 312 015 im Telephondienst), von denen fast zwei Drittel Frauen.

Das Geschäft läßt sich auch „mitnehmen". In Bausch und Bogen hat man die Einnahmen eines Jahres auf 945 Millionen Dollars berechnet.

Ich möchte hiermit nun nicht einer Vermehrung der Fernsprecher bei uns das Wort reden. Denn automatisch würde damit eine Erhöhung der „Gebühren" erfolgen, entsprechend dem postalischen Grundsatz: je mehr Anschlüsse, desto höhere Gebühren. Ich habe schon oft darüber gestaunt, daß die Reichspost bei dem gesteigerten Briefverkehr den Preis einer Briefmarke nicht um einen Pfennig erhöht hat. Sie konnte es so gut mit den gesteigerten Papier- und Gummiarabicum-Preisen begründen. Jedenfalls sollte jeder, der Briefmarken bogenweise kauft, unbedingt einen Zuschlag zahlen.

Hier hat man ja andere Auffassungen. Hier sagt man: je bequemer das Angebot, desto größer der Umsatz. Bei größerem Umsatz Ermäßigung des Preises, und dadurch wieder Erhöhung des Umsatzes und Vermehrung von Arbeitsmöglichkeiten verschiedenster Art. Aber — was weiß dies Land von alter Kultur!

Merkwürdig — Geschäft ist Geschäft — und doch habe ich z. B. auf den Banken ein anderes Entgegenkommen als auf den unserigen gefunden. Ganz abgesehen von den Christbäumen und der Weihnachtsbeleuchtung — wo weiß man bei uns auf den Banken, wann oder daß überhaupt Weihnachten ist! Unsere Banken sind auf den Protzenstandpunkt des Geldgebers eingestellt. Hier ist die Bank der Geldnehmer, also der Mann der froh ist, wenn er ein Geschäft machen kann; er bleibt es ja auch, wenn er Geld gibt. Ich wüßte wenigstens nicht, daß eine amerikanische Bank etwas umsonst täte. So ist man hier immer der Kunde, der Geschäft bringt, man fühlt sich willkommen. Darum schnelle Bedienung und kein langes Anstehen wie auf dem Wohnungsamt: Buchstabe A—Ek, El— usw.

Ob deutsche Bankbeamte, kaufmännische Angestellte hier Anstellung finden? Vielleicht! Wenigstens, wenn sie körperlich arbeiten wollen und sich darauf umstellen können. „Meine frühere Position, meine Ausbildung", „Abitur", „Handelshochschule besucht", „Dr. rer. pol.", auf alles das gibt man hier nichts. „Sprachkenntnisse"? Sind im chinesischen Restaurant oder sonstwo als Tellerwäscher schon zu verwenden; bei Stellengesuchen ver-

schlagen sie nichts. Nur wer Englisch und zwar vollkommen kann, ganz vollkommen, und es schreibt und spricht, findet vielleicht eine Stellung. Vielleicht! Wenn er tüchtig ist! Aber welcher junge deutsche Kaufmann wäre das nicht! Er hat dann Aussicht, mit 15 Dollar die Woche anzufangen — wenn er Glück hat, mit zwanzig Dollar. Zum Leben selbst braucht er 21 Dollar, Kleidung je nach Geschmack x x Dollars.

Ich bin Priester, ich verstehe nichts vom Leben und vom Geschäft?

Warum fragen Sie mich denn!

Montreal, 17. Januar

26.

Es dürfte an der Zeit sein, das Gedicht von dem „Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte“, endgültig aus unsern Lesebüchern herauszulassen. Als unversiegbare Quelle für deutsche Aufsätze würde es zwar auf Jahrhunderte hinaus seinen Wert behalten, für die Vermittlung von Kenntnissen in Länder- und Völkerkunde ist es sozusagen hinderlich. Die besseren Wilden fristen nur noch in wenigen Indianer-Reservationen ein kümmerliches Dasein und müssen von der Regierung erhalten werden, wenn ihr Winterwild, der Büffel, auf seinen Streifzügen nach Norden einmal ausbleibt. Die Bären, von denen es so fette Schinken geben soll, dürften sich fast ausnahmslos in Museen angesiedelt haben. Selbst die „Waldläufer“, die Bezwinger dieser und ähnlicher Tiere und nach Angaben aller Indianerbücher die besten Freunde der Indianer, sind nicht mehr. Eine Neubelebung dieses so bewunderten Berufes ist — zum Troste aller Eltern sei es gesagt — kaum zu erwarten. Seitdem die Indianer, bekanntlich tüchtige Jäger, die Felle der Wiesel, Füchse usw. selber an die Aufkäufer abliefern, erübrigt sich das Waldlaufen; es wird geschichtlich. Einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Waldläufertums stünde somit nichts mehr im Wege. Je weiter Auto und Radio vordringen, desto mehr schwindet alle Poesie. Nur die nackten Zahlen bleiben übrig; sie heißen dann Ausfuhr und Einfuhr oder kürzer: Geschäft.

Und ob hier Geschäfte zu machen!

Kanada ist das Land unerschöpflicher Naturschätze. Wenn die Reichtümer in den Vereinigten Staaten anfangen werden, auf die Neige zu gehen, dann wird man sie hier erst richtig heben. Schon jetzt ist Kanada der beste Lieferant für die Vereinigten Staaten. An

466 Millionen Dollars betrug im Fiskaljahr 1927 die Einfuhr, während die amerikanische Ausfuhr dorthin sie um 221 Millionen überwog. Die Amerikaner würden auch nicht so viel von ihrem Geld in kanadische Unternehmen hineinstecken, wenn es sich nicht bezahlte. Von den 3 634 187 930 Dollars darin haben die Amerikaner über eine Milliarde, die Kanadier selbst 2 Milliarden und 200 Millionen und die Engländer nur 305 Millionen. Nach neueren Angaben sollen von den 5½ Milliarden Dollar, die in kanadischen Unternehmungen stecken, die Amerikaner allein 3 Milliarden haben. Der zweitgrößte Abnehmer und zugleich Lieferant Kanadas ist Großbritannien, das für 163,9 Millionen Dollar einführte und für 446,8 Millionen Dollar Waren aus Kanada empfing. Hinter Frankreich und Britisch Ostindien folgt Deutschland als Einfuhrland an fünfter Stelle, während es in der kanadischen Ausfuhr hinter den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Japan an vierter Stelle steht. Die kanadische Ausfuhr nach Deutschland betrug 1926 Waren im Wert von 30,7 Millionen Dollar, während die deutsche Ausfuhr dorthin nur den siebenten Teil betrug, etwas über 4 Millionen Dollar. Die deutsche Ausfuhr besteht hauptsächlich in Textilien, pharmazeutischen Erzeugnissen, Farben und Lacken, Kinderspielzeug, Glas und Glaswaren, Tonwaren, Eisenwaren und Papier und Papierwaren. Ein Handelsvertrag mit Deutschland besteht nicht. Deutsche Waren bezahlen die Sätze eines Generaltarifs, der stark schutzzöllnerisch ist, und sind darum gegen die britischen Waren, die einen Vorzugstarif von 33⅓ % genießen, sehr im Rückstand. Andere Länder, wie Frankreich, Italien, Niederlande, Spanien und die Schweiz haben sich auf einen Mitteltarif mit Kanada geeinigt.

Wenig bekannt, aber der größten Beachtung wert, ist die Entwicklung der Industrie Kanadas, betrug doch die Ausfuhr an industriellen Erzeugnissen im Jahre 1926 allein 695 Millionen Dollar. Wenn das Land darin noch keinen sicheren Aufschwung genommen hat, so trägt einmal die Nähe der Vereinigten Staaten mit ihrer starken und schnellen Entwicklung daran die Schuld. Andererseits konnte es nicht in den Absichten Großbritanniens liegen, in Kanada eine Industrie hochzuziehen, weil es dadurch seinem eigenen Absatzmarkt geschadet hätte. Es hat von jeher seine Kolonien nur als Ausnutzungsländer angesehen.

Das Land ist ungemein reich an Naturschätzen, Eisen, Gold, Silber, Kupfer und Nickel, Blei, Zink und Steinkohle, alles birgt das Land und bringt es schon ans Licht. Wie in den Vereinigten Staaten sind es hier fast ohne Ausnahme Fremdbürtige, die in den Bergwerken arbeiten: Tschechen, Slowenen, Ruthenen, Russen und Italiener; die Deutschen sind durchweg auf dem Lande tätig. Von den 8 788 483 Einwohnern im Jahre 1921*) waren 7 321 654 von französischer und englischer Abstammung und 1 466 829 von fremdbürtiger, darunter 294 636 von deutscher Herkunft.

Dem religiösen Bekenntnis nach ist fast die Hälfte katholisch; 3 389 636, zum großen Teil Abkömmlinge der ersten, französischen Ansiedler. Dies an Einwohnern verhältnismäßig kleine Land hatte 1925 allein 23 Universitäten mit 3864 Professoren und 49 843 Studenten. Ferner waren in 82 Colleges — etwa unseren Akademien entsprechend — 1829 Professoren und 21 367 Studenten. Zählt man zu diesen noch die Studierenden technischer und anderer Hochschulen (132 888) und die Schüler der Volks- und höheren Schulen hinzu, dann kommt man auf die erkleckliche Zahl von 2 228 673 Wissensbedürftigen = ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Ob das gerade eine gesunde Entwicklung ist, hätte jemand anders zu beweisen.

Jedenfalls kommt Kanada als Ziel für deutsche gelehrte Berufe nicht in Frage. In allen ähnlichen werden kanadische Prüfungen verlangt. In den technischen Berufen ist gar keine Aussicht vorhanden. Alle Betriebe sind unter englischer oder amerikanischer Leitung; die besseren Stellungen darin bleiben den

*) Nach der Zählung von 1927 sind es 9 378 000.

Ausländern verschlossen. Auch im Lehrberuf ist keine Aussicht. Der Volksschulunterricht ist in englischer oder (bei französisch-kanadischer Bevölkerung) in französischer Sprache. Andere Sprachen dürfen nur außerhalb des Schulplanes gelehrt werden. In den deutschen Kolonien des Westens ist also der Unterricht englisch. Ob die Deutschen es nicht durchsetzen können, die Deutschstunde in den Stundenplan hineinzubeziehen? Vor dem Weltkrieg hatten sie das Recht. Dies zu erkämpfen muß eine Aufgabe der deutschstämmigen Vertreter in den Provinzial-Parlamenten sein. Wenn, dann werden sie es nur mit Hilfe der französischen Kanadier als Bundesgenossen erreichen. Gemeinsame Not — hier Unterdrückung der Muttersprache — bindet.

Das erste und schwerste Hindernis für eine freie Einwanderung ist Winter 1926 endlich gefallen, wenigstens nach außen. Im Grunde bleiben doch noch Schranken bestehen.

Die Deutschen gehören jetzt nach acht Jahren der Nachwehen des Kriegswahns zu den preferred countries — vorgezogenen Nationen. Es mutet schon mehr an als drollig, wenn man uns nicht mehr zu den Wilden und Halbwilden (vergl.: ein Kanadier, der usw.) rechnet, sondern gnädig einen hinaufsetzt. Schließlich will man uns auch keine Gnade erweisen: man braucht uns einfach zur Entwicklung des Landes. Jede Welt weiß, was der deutsche Landwirt bedeutet. Weiß, daß er nicht nur seine paar Morgen in Bayern oder Schwaben in Ordnung hält, sondern daß er d e r Siedler ist. Weiß, daß er es gewesen, der die Vereinigten Staaten urbar gemacht hat, daß er in Südamerika den Urwald gerodet, und daß die Entwicklung im Westen von Kanada seinem Fleiß zuzuschreiben ist.

Diesen deutschen Landwirt will man und sonst nichts. Man will nicht unsere Handwerker und Industriearbeiter. Wohl nimmt man sie aus England, weil man eben muß; es ist das Mutterland. Und selbst gegen sie sträubt man sich; man will aus Kanada nicht ein Absatzgebiet für britische Arbeitslose machen. Um wie viel

weniger will man sie aus Deutschland. Man will nur unsern Landwirt, ihn, den wir selbst notwendig brauchen.

Wenn sich unsere Regierung bislang gegen jede Auswanderung hierher gesträubt hat, ist es zu verstehen. Was soll man sich auch viel um ein Land bemühen, daß sich zollpolitisch gegen uns absperrt, und uns nicht einmal jene Vergünstigung des Mitteltarifs bewilligt, die industriell viel schwächere Länder ohne weiteres genießen. Ohne einen günstigen Handelsvertrag kann es kein Entgegenkommen geben. Auch kann die Regierung eines Reiches wie des unsrigen es mit unsrer Ehre unmöglich vereinbaren, daß eine fremde Regierung uns nach außen hin zwar nicht als „unerwünscht" ansieht, daß sie uns aber kein Recht geben will als das, ausgewiesen werden zu dürfen, und dann, daß sie wie moderne Sklavenhalter unser Land als Sklavenland ansieht und erst bei jedem Knochen und Muskel befühlt, ehe sie ihn annimmt. Unsere deutschen Landwirte sind nicht auf Kanada angewiesen. Sie können auch anderswo ihr Fortkommen finden. Will man sie, dann nur auf der Linie völliger Gleichberechtigung.

Und die deutschen jungen Mädchen? Welche Aussichten haben denn sie? Als Lehrerinnen keine. Es sei denn, daß sie die kanadische Prüfung bestehen. Und dann? — Die Gehälter sind gering, ein Ruhegehalt kennt man nicht. Aber sie haben eine andere Aussicht: zum Heiraten!

Die Löhne für Hausangestellte sind bedeutend niedriger als in den Vereinigten Staaten. Solange sie kein englisch oder französisch kann, muß sie sich mit 25 Dollar im Monat begnügen. Eine Köchin steigt schließlich bis auf 50 Dollar. Für Kinderfräulein ist der Anfang besonders schwer. Welche Eltern sehen es gern, wenn die Kinder ein gebrochenes Englisch vom „Fräulein" lernen! Daß kaufmännische Angestellte nur dann Aussicht auf Anstellung haben, wenn sie englisch vollkommen beherrschen, ist ganz selbstverständlich. Die Gehälter sind sehr bescheiden. Sie sind darauf zu-

geschnitten, daß die Angestellte im Elternhaus wohnt. Im Westen sind die Gehälter niedriger. Eine Hausangestellte kann da froh sein, wenn sie als Neueingewanderte 15 Dollar monatlich bekommt. Sie steht sich also nicht einmal so gut wie in der Heimat, wo sie ihren Lohn in Reichsmark erhält und in Goldmark wieder ausgibt. Hier aber kann sie nicht in ihren Ausgaben den Dollar zu 4,20 Mark rechnen. Eine Auswanderung würde sich also nur in die Provinz Quebec mit den Städten Halifax, St. John, Quebec und Montreal und Ottava empfehlen, oder nach Toronto in der Provinz Ontario.

Zum Unterschied von den Vereinigten Staaten, in die keiner mit einem Arbeitsvertrag einwandern darf — er würde bei der Landung zurückgewiesen — muß jede, die nach Kanada auswandern will, dem kanadischen Einwanderungsbeamten in Hamburg einen solchen Arbeitsvertrag vorlegen.

Kanada hat vier Einwanderungshäfen: Halifax, St. John, Quebec und Montreal. Der St. Lawrencestrom, der bis Montreal für die großen Überseer schiffbar ist, friert schon im November zu. Wer mit seinen Auswanderungsplänen nicht bis Mai warten kann, muß demnach in St. John oder Halifax landen. Nirgends ist er ohne Fürsorge. In aufopferungsvoller Weise nimmt sich der deutsche lutherische Pastor Dr. Klaehn in Montreal aller deutschen Einwanderer an. Für die einwandernden katholischen Mädchen und Frauen haben die Sisters of Service in Halifax und Montreal ein Heim. Zu allen in Halifax ankommenden Auswandererschiffen gehen diese Schwestern und haben so auch schon mancher deutschen Auswanderin geholfen.

Heute morgen war ich in ihrem Heim. Es ist vom katholischen Frauenbund Kanadas eingerichtet. Diese katholischen Frauen betreiben keine Erziehung zur Politik oder zu sonstigen verklärten Zielen. Sie nehmen das Leben wie es ist, sie fassen es an mit lebendigen Händen. Darum segnen sie. Was will eine Frau mehr!

Montreal-Winnipeg, 19. Januar

27.

Nun sind wir schon den zweiten Tag auf der Bahn. Eigentlich sollte man Rollfuhrwerk schreiben. Und selbst das ist noch eine zu gelinde Bezeichnung für diese Art von Beförderung. Denke ich an meine Kriegsfahrten zurück, dann erscheinen mir selbst die russischen Viehwagen in verklärtem Glanze. Die vorige Nacht war einfach entsetzlich. Wir hatten uns, damit ich arbeiten könne, das kleine Abteil im Wagen genommen, das nur für zwei Betten nachts gerichtet werden kann. An ein Arbeiten war unmöglich zu denken. Ich war froh, wenn ich meinen Schreibblock eben in der Hand halten konnte: vom Tisch hüpfte er mir zwanglos in die entfernte Ecke.

Und erst die Nacht! Ich konnte es selbst nicht mit Anstrengung fertig bringen, liegen zu bleiben: ständig flog ich gegen die Decke. Es blieb gar nichts anderes übrig, als den Nigger zu bitten, mir in der Mitte des Wagens ein Bett unten ausfindig zu machen. Nach einem verständnisvollen Händedruck fand er auch wirklich eines, in dem ich wenigstens zeitweise schlafen konnte.

Der Untergrund der Bahndämme der kanadischen Nationalbahn (Canadian National Railway), mit der ich diesmal nach Winnipeg fuhr, ist für die schweren Züge offenbar viel zu leicht gebaut. Auch muß der starke Frost das seinige dazu getan haben, um diesen Unterbau noch ungleichmäßiger zu machen. Die Fahrt selbst ist genau so trostlos wie auf der Canadian Pacific Railway. Meilenweit geht es an halbverbrannten Bäumen zu beiden Seiten des Schienenstranges vorbei. Und die Blockhäuser und die Häuseransammlungen — Dörfer kann man sie allenfalls mit geschlossenen Augen nennen

— sind für den hoffnunggeschwellten Einwanderer aus Deutschland ebenso vernichtend wie auf der andern Strecke. Ich kann es verstehen, wenn es Einwanderer gibt, die auf der nächstbesten Haltestelle ihr bißchen Gepäck einfach im Bahnwagen zurücklassen, um — kopflos geradezu — in die nächste Stadt zu wandern, bloß um dieser schrecklichen Öde zu entgehen. Nur wer ausharrt und den zweiten Morgen erwartet, wird finden, daß das Land reicher wird, je weiter er nach Westen kommt.

Diese Nacht aber noch müssen wir fahren und dann weiter den ganzen Tag, und erst am Abend werden wir in Winnipeg eintreffen.

Wie verloren muß sich der Einwanderer vorkommen, der einfach aufs geratewohl die Heimat verließ, nur mit dem dunkeln quälenden Drang: Kanada . . . Kanada . . und der sich nun, herausgeworfen aus der Enge seines Dorfes, in diese endlosen Weiten hineingeworfen findet. Es ist kein Wunder, geht er hier für sein Volk, für seinen Glauben, für sich selbst hilflos verloren.

Land gibt es genug. Von den 300 Millionen Acres Pflugland in Kanada waren 1926 erst 56 927 371 bebaut. Nicht alles eignet sich in gleich guter Weise für deutsche Siedler. Nur wo Weizen wächst, soll er sich jetzt noch ansiedeln, also nur in den „Prärieprovinzen" Manitoba, Saskatchewan und Alberta. Die anderen Provinzen kommen nicht für ihn in Frage. Auch Britisch-Columbia nicht. Nur wenige fruchtbare Täler gibt es dort, die sich für Obst- und Gemüsebau eignen. Er kommt dadurch nicht weiter. Auch nicht durch Pelztierzüchtereien und ähnliche Sachen. Nur wo er selbst unter schwerster Arbeit sich abmüht, als echter Landwirt, hat er eine Zukunft. Darum taugen keine lateinischen Landwirte, wie Onkel Bräsig sie nennt, hierher. Es gibt hier nichts zu inspizieren und nichts zu meliorieren. Es gibt hier keine Eleven und keine Verwalter in Brille und Schaftstiefeln. Es gibt hier nur Schwerstarbeiter. Jeder ist sein eigener Herr, jeder ist aber auch sein eigener Knecht.

Die Besiedlung des kanadischen Westens kam erst in den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts richtig in Gang. In diesen ersten zehn Jahren, so schreibt ein Leitaufsatz in der „Montreal Post",*) sprangen die meisten Städte auf der Prärie auf, und die meisten Bahnlinien wurden damals durch die weiten Gebiete des Westens gebaut. Diese ersten zehn Jahre der starken Besiedlung endeten um 1911, und es ist darum interessant, die Zahlen der Zählung von 1911 mit denen des Jahres 1926 zu vergleichen und zu sehen, welch gesundes Wachstum trotz Krieg und Nachkriegswehen stattgehabt hat.

Die vergleichenden Zahlen zeigen, daß die Anzahl der bewohnten Farmen in den West-Provinzen von 199 203 im Jahre 1911 auf 248 168 im letzten Jahre gestiegen war. Das ist eine prozentuale Zunahme von über 24. Die Tatsache, daß es heute in den Prärie-Provinzen fast 50 000 mehr besiedelte und bewohnte Farmen gibt, als vor 15 Jahren, ist von größter Bedeutung für das ganze wirtschaftliche Leben des Westens, für die Universitäten, die Munizipalitäten, die Eisenbahnen, die Getreidepools, für die organisierten Farmer und für das Leben im allgemeinen.

Alle drei Provinzen haben Anteil an dem Wachstum. In der Provinz Manitoba (639 000 Einwohner) gibt es heute 53 251 Farmen, eine Zunahme von 22%; die Anzahl der Farmen in Saskatchewan (821 000 Einwohner) ist 117 787, eine Zunahme von 24%, und in Alberta (608 000 Einwohner) gibt es 77 130 Farmen, was eine Zunahme von 27% bedeutet!

Die Entwicklung des Westens ist gewiß eine großartige in den letzten 51 Jahren gewesen, und es steht zu erwarten, daß das Wachstum in den nächsten fünfzehn Jahren noch viel größer werden wird. Es gibt solche, die da bestimmt erwarten, daß die Prärieprovinzen so schnell vorangehen werden, daß sie nach Verlauf von weiteren 15 bis 25 Jahren eine doppelt so große Bevölkerung haben werden, als heute.

*) Wir entnehmen ihn dem deutsch-kanadischen Wochenblatt „Der Nordwesten" Nr. 43 1927, das in Winnipeg erscheint.

An dieser Entwicklung, an diesem Aufblühen tragen die deutschstämmigen Farmer keinen geringen Anteil. Was an Deutschtum dort besteht, was sich unter Schwierigkeiten und Kriegswirren gehalten hat und stark blieb, das darf nicht zugrunde gehen. Und deshalb allein darf eine deutsche Auswanderung dorthin nicht still und nicht gewalttätig unterbunden werden. Im Gegenteil! Es ist unbedingt notwendig, die aufblühenden deutschen Kolonien im Westen zu stärken. Die deutschen Bauern, die dort siedeln, helfen nicht nur dem Lande, sie helfen uns. Der harte kanadische Weizen ist nun einmal der beste der Welt, und wir in der Heimat brauchen ihn auch. Der Landwirt, der siedelt, wird deutsche Handwerker nachziehen und so, geschlossen, sein Volkstum bewahren. Schließt er sich nicht zusammen, dann gehen seine Söhne in die Stadt und verlieren sich unter der Masse. Der Zusammenschluß allein sichert dem fremden Lande die Mission unseres deutschen Landmannes. Und uns. Restloses Aufgehen ist restloser Untergang.

Es ist darum nur zu begrüßen, wenn sich der „Volksverein deutsch-kanadischer Katholiken" der deutschsprechenden Einwanderer annimmt, und wenn er ihre Unterbringung in deutschen katholischen Gemeinden anstrebt. Auch in diesem Jahr hat er es wieder unternommen, landwirtschaftliche Arbeiter — wir können sie allerdings in der Heimat ebenso gut gebrauchen — bei deutschen Farmern unterzubringen. Seine Bedingungen mögen im ersten Augenblick nicht günstig erscheinen. Er verlangt, daß sich die Arbeiter verpflichten, zwölf Monate bei einem Farmer zu bleiben und sagt für diese Zeit einen Lohn von 300 Dollar zu. Beide Verpflichtungen haben für den Auswanderer, der nach all den Hemmungen in der Heimat endlich einmal frei zu sein hofft, etwas Einengendes. Besonders erscheint ihm der Lohn nicht hoch genug. Er glaubt, drüben immer nur mit hunderten von Dollars herumwerfen zu dürfen. Auch läßt er sich leicht täuschen, wenn er hört, daß die Farmer 5 und 6 Dollars den Tag zahlen, vergißt dabei aber,

daß dies nur in der Erntezeit ist, und sie — das ist das Schlimmste — den Arbeiter sofort nach der Ernte wieder entlassen. Was dann für den landesunkundigen Einwanderer der Winter bedeutet, sagen die wenigsten Berichte.

Der deutsche Einwanderer muß sich darum mit einem etwas geringerem Lohn begnügen, wenn er damit rechnen will, daß er auch im Winter sein Unterkommen beim Farmer hat. Will er das nicht, dann mag er, wenn er Glück hat, im Winter an der Bahn arbeiten oder als Holzfäller im Wald oder er muß betteln gehen.

Da der Ackerbau den Hauptreichtum des Landes ausmacht, solange die Industrie wenigstens nicht weiter entwickelt ist, kann man verstehen, daß die kanadische Regierung die Ansiedlung in jeder Weise zu fördern sucht. Dahin zielt auch die fast kostenlose Vergebung der sogenannten Heimstätten. Sie spielen in Vorträgen über Kanada eine große Rolle, und schon mancher Zuhörer hat sich im Stillen als Besitzer einer solchen Heimstätte gefühlt. Im allgemeinen muß man von diesen Heimstätten abraten. Sie liegen ohne Ausnahme von allem Verkehr entfernt. Es ist geradezu unmöglich, die Erzeugnisse abzusetzen — wenn man überhaupt zu Erzeugnissen kommt. Denn auch zum Betrieb einer Heimstätte gehört Geld. Wer aber Geld hat, siedelt sich besser in einer Gegend an, die nicht zu weit vom Verkehr liegt.

Ist auch der kanadischen Regierung der deutsche Ansiedler ein willkommener Arbeiter, so geht doch ihr Bestreben dahin, möglichst viele Ansiedler aus dem englischen Mutterlande zu bekommen. Dies hinwieder sucht möglichst viele seiner Arbeitslosen dorthin abzuschieben. Da diese fast ausnahmslos aus der Industrie stammen, sucht man sie schon in England auf den Farmerberuf vorzubilden. Man geht ferner soweit, daß man ihnen fast die ganze Überfahrt umsonst gibt; England trägt dabei die Hauptkosten, Kanada ist der andere leidtragende Teil. Denn daß die so Hinaus-

geschickten nicht lange im Farmleben aushalten werden und bald in die Industrie zurückkehren, ist beim Hang des englischen Industriearbeiters für die Stadt nicht anders zu erwarten. Die Regierung hat darum mit diesen Versuchen bisher wenig Glück gehabt.

Zur Förderung der britischen Einwanderung hat man in Kanada selbst Institute gegründet, so die Cossar-Farm am St. Johnsfluß, etwa 40 Meilen von der Stadt St. John in New Brunswick entfernt. Sie ist ungefähr 700 Acres groß und wurde von einem Dr. Cossar angelegt, besonders für Obstbau, aber auch für allgemeine Farmarbeit und Viehzucht. Ehe die jungen Leute — es werden 50 aufgenommen — hier anfangen, müssen sie auf der Craigielinn-Farm in Schottland einen landwirtschaftlichen Unterricht durchgemacht haben. Zöglinge, die sich auf der Cossar-Farm 500 Dollar gespart haben, können sich um Anschluß an das Besiedlungssystem bewerben. Unter diesem Plan leiht ihnen die kanadische Regierung 2500 Dollar für den Anfang, so daß sie in den Besitz einer eigenen Farm gelangen können. Die Ausbildung auf dieser Farm muß schon gut sein, weil die dort ausgebildeten Arbeiter in allen Teilen des Landes verlangt werden.

Für unsere deutschen Auswanderer nach Kanada kann es nur heißen: selbst ist der Mann. Selbst insofern, als er seinen Mann stellen muß, selbst aber auch, als er nur im Zusammenschluß mit seinen Volksgenossen sich durchsetzen kann:

Kanada ist kein Einwanderungsland, das man restlos empfehlen könnte — welches Land wäre das überhaupt! Kanada insbesondere verlangt nicht bloß fleißige Menschen, sondern solche, die zäh sind bis zur schwersten Entbehrung. Ob Deutschland noch solche Männer hervorbringt, solche entbehrungsfreudigen Menschen, das ist eine andere Frage. Und ob ein Auswanderer zu diesen Ausnahmemenschen gehört, das entscheidet nicht ein selbstbewußtes Wort, sondern ein ganz nüchterner Richter — der kanadische Winter.

Winnipeg, 21. Januar

28.

Daß mein Wissen über Auswanderung nicht auf der Höhe ist, weiß ich lange. Ich habe nämlich noch nie über das Problem der Auswanderung, sei es im allgemeinen oder in Bezug auf, geschrieben, geschweige denn über das Problem der Auswanderung als Problem. Es wird heute soviel über Probleme geschrieben, daß ich einfach nicht mitkam. Hermann, mein siebenjähriger Neffe, fragte mich neulich — in Berlin natürlich — „Onkel Uz, was ist das: Problem?" Er hatte es von den Anschlagsäulen; es gibt auch eine Zigarette Problem! Er hat nämlich gesunden Menschenverstand — oder heißt es Mentalität?

Hier weiß man nichts von Problemen. Wo Schwierigkeiten aufstehen, schreibt man nicht erst Bücher darüber; man wirft sie nieder und geht ruhig weiter. Man rechnet auch nicht mit Mentalitäten, sondern nur mit der Sache und „how to face it", wie sie anzusehen und zu nehmen. Man würde sonst sicher mit der Mentalität der Einwanderer rechnen. Man müßte sie sonst in Montreal nur des Nachts fahren lassen, damit keiner auf der endlosen Fahrt unterwegs entmutigt würde und wieder umkehrte.

Ich war froh, daß ich die Fahrt endlich hinter mir hatte. Die Strecke der C. N. R. läuft zwar anders, ist aber ebenso niederdrückend wie die der C. P. R. Überall derselbe steinige, hügelige Boden, dieselben elenden Hütten, dieselben verödet aussehenden Dörfer und Städtchen, dieselben verbrannten Waldstrecken, Stunde um Stunde, zwei Nächte und zwei Tage. Erst kurz vor Winnipeg wird es anders. Da dehnt sich das Land. Da und dort stehen Farmen auf, immer mehr.

Man sieht es den Häusern an: sie haben es zu etwas gebracht. Jede Farm hat ihren Getreidesilo neben dem Haus. Hier fängt das Kanada an, das wir als Weizenland kennen, das Traumland so vieler deutscher Auswanderer.

Gar viele sind es noch nicht, die sich aus dem Reich hierher gewandt haben. Was als Deutsch hier im Westen bekannt ist, stammt zum größten Teil aus den deutschen Kolonien im Süden Rußlands.

Über das Deutschtum und die Deutschen in den Vereinigten Staaten ist schon eine ganze Reihe von Aufsätzen, Schriften und Büchern geschrieben worden, viel mehr als notwendig. Die Deutschen in Kanada hat man bis jetzt übersehen. Ich habe nur in einem Buch über sie gelesen, aber weil der gute Mann über sie schimpfte — er ist ein Deutscher, man fühlt es ordentlich — hat es weiter keine Bedeutung. Wie war ich froh, daß mir diesmal Der Deutsch-kanadische Hausfreund in die Hände fiel. Es ist dies gottlob kein Mensch, sondern ein biederer Volkskalender. Einer von den ganz echten, den man mit beiden Händen anfassen muß, so groß ist er, und der Großdruck hat und eine unheimliche Menge von Witzen. Auch sonst hat er viel Tüchtiges. Ich habe noch keinen Kalender gesehen, der so viele Geschichten, ernste und lustige und so viel Lehrreiches hat. Er hat — ich habe es genau nachgezählt — 69 Nummern. Und dann das Kalendarium, das selbst der älteste Greis lesen kann, und den vielen Platz für Kalendernotizen.

Zuerst habe ich darin gelesen: „Wie lerne ich schlafen?‘ Ich leide zwar nicht an Schlaflosigkeit, ich habe es schon lange an mir, nachts zu schlafen. Aber ich fürchtete, ich hätte es alle die Jahre verkehrt gemacht. Die Folge davon war, daß ich gestern nacht nicht einschlafen konnte. So geht es, wenn man diesen Gelehrten nachgibt.

Auch manches Schöne von der deutschen Heimat steht darin. So von der „Ausbreitung des deutschen Volkes“, vom Ruhrland, vom herrlichen Grafen Spee, und viel mehr als in reichsdeutschen Kalendern von Land- und Volkstum zu finden.

In diesem Kalender sind allein vier Aufsätze über den kanadischen Westen. Der Kalendermann hat offenbar deshalb den Westen bevorzugt, weil sein Kalender im Westen herauskommt und er die Zukunft für die Entwicklung des Landes dort sieht. Einer dieser Aufsätze heißt: „Aus der Geschichte des kanadischen Westens“ und ein zweiter: „Die Deutschen in Kanada“. Am besten wäre es, diese beiden abzudrucken. Denn es hat sie einer geschrieben, der ganz mit dem Lande verwachsen ist, der es kennt und alles mit Liebe sieht. Ich will einiges davon hierhersetzen.

Wie langsam ist Kanada das geworden, was es heute ist. Und wie zäh hat sich England eines Landes bemächtigt, wo andere, unternehmungs- und abenteuerlustige Franzosen die Wege gefunden und die Saat ausgestreut hatten. Wagemutige Handelsleute waren die ersten, die Anfang des 16. Jahrhunderts von Montreal aus langsam vordrangen. Die Missionare folgten ihnen auf dem Fuße. 1668 setzten sich die Engländer an der Hudson Bay fest. Erst nur durch eine Handelsgesellschaft, die Hudson Bay Company, die für die Entdeckung eines neuen Weges nach der Südsee sowie für die Einrichtung des Pelz-, Mineralien- usw. Handels gegründet worden war. Dann lesen wir von den erbitterten Kämpfen dieser Pelzgesellschaft mit ihrem Konkurrenten, der North Western Company von Montreal. Und dann von der Gründung der ersten Ansiedlung des Lord Selkirk am Red River, da wo jetzt Winnipeg liegt. Das war im September 1812. Unter größten Entbehrungen hielten die Siedler aus. So mußten sie sich im ersten Jahr von Präriekräutern ernähren, bis sie 1814 den ersten Weizen säen konnten.

Langsam, ganz langsam hat sich der Westen entwickelt. Immer war man der Meinung, daß sich das Land mehr für Fallensteller eigne, als für Landwirtschaft.

Den größten Widerstand fanden die Siedler bei den Pelzgesellschaften, die in dem Vordringen der Siedler eine Schädigung ihres Geschäftes sahen, zogen sich ja die Pelztiere vor den Menschen weiter nach Norden zurück. 1821 wurden die beiden sich bekämpfenden Gesellschaften zu der Hudson's Bay Co. vereinigt. Aber erst im November 1869 mußte die Gesellschaft ihre Rechte an die Dominialregierung abtreten. Am 1. Juli 1867 war diese ins Leben getreten. Von dieser Zeit an ist Kanada von Osten nach Westen geeint und ein Glied in Englands Weltreich. Es hat seine eigene Regierung, sein eigenes Parlament und hat wie alle englischen Dominien einen eigenen Vertreter beim Völkerbund.

Es folgen noch verschiedene Indianeraufstände, bis mit den letzten im Jahre 1885 für das weite Land stetige ruhige Entwicklung einsetzt. In diesem Jahre wurde auch die erste Bahn durch dies Gebiet fertiggestellt. Heute hat es ein Bahnnetz von 41 000 englischen Meilen; kein anderes Land hat auf den Kopf der Bevölkerung so viele Meilen Eisenbahn wie Kanada.

Im Jahre 1891 war die Bevölkerung der drei Präirieprovinzen nur 219 305; im Jahre 1921 war sie auf das Achtfache, nämlich auf 1 956 082 gestiegen, nach der Zählung von 1927 beträgt sie 2 068 000. Von den 170 Millionen acres der drei Präirieprovinzen waren 1922 schon 36 597 000 acres mit Getreide und Feldfrüchten aller Art bestanden. Hiervon waren Weizen 58, Hafer 23,4, Roggen 5,3 und Flachs 1,5 Prozent.

Der Weizen ist bekanntlich die wichtigste Getreideart für den Westen. Das trockene Klima und die kurze Wachszeit mit langen, heißen Tagen und kurzen, kühlen Nächten begünstigen das Gedeihen eines Weizens, der in der ganzen Welt bekannt ist als „Number 1 hard" oder „Manitoba Weizen". Kanada verdankt der Land-

wirtschaft den gewaltigen Fortschritt. Der Wert der Jahresernten stieg in 60 Jahren von etwa 100 Millionen Dollar auf 1 121 447 000 Dollar.

In Teilen Saskatchewans und Albertas wird auch die Viehzucht als Haupterwerbszweig betrieben. Erst in den letzten Jahren hat man sich in den westlichen Provinzen stark der Milchwirtschaft zugewandt. Für die Erhaltung der Fruchtbarkeit des Landes wird es notwendig sein, vom reinen Weizenbau auf die Gemischtwirtschaft überzugehen. Garten- und Obstbau nimmt auch zu, und an manchen Orten werden Äpfel, Pflaumen und Beerenobst angebaut.

Wenn man diese drei Provinzen gemeinhin als Präirieprovinzen bezeichnet, so darf man deshalb nicht glauben, daß sie eine einzige weite Fläche bilden. Man unterscheidet einmal drei Steppen, die von Osten nach Westen ansteigen. Die östliche hat eine Höhe von 700 bis 800 Fuß über dem Meeresspiegel, die zweite steigt bis zu 1600 an, und die dritte und ausgedehnteste umfaßt den größten Teil der Provinz Alberta und steigt von 2000 Fuß an der Ostseite bis zu 4000 Fuß an den östlichen Ausläufen der Felsengebirge.

So gibt es auch ausgedehnte Waldgebiete in diesen Provinzen. In Manitoba z. B. bedecken die Wälder fast 70% der Gesamtfläche. Im ganzen schätzt man den wertvollen Waldbestand der drei Provinzen auf 8 bis 10 Millionen Acres.

Neben diesen Naturschätzen bergen diese Provinzen große Mengen von Mineralien aller Art. Von Metallen ist es vor allem Kupfer, das im nördlichen Manitoba gewonnen wird. Gold, Silber und Eisenerz hat man nur in kleineren Mengen gefunden. Dagegen ist die Gewinnung von Kohle bedeutend. Alberta mit seinen reichen Kohlenlagern lieferte 1922 90%, Manitoba 7% und Saskatchewan den Rest der in den drei Provinzen erzeugten Kohle; sie bildete 41% der gesamten kanadischen Kohle. Die Petroleumgewinnung (in Alberta) ist verhältnismäßig gering.

Ein deutscher Auswanderer sollte jedoch nie mit der Arbeit in Bergwerken rechnen; nicht einmal im Notfall. Er verdiente nicht genug und würde sein Los nicht verbessern. Er gehört aufs Land. Er ist der geborene Siedler. Darum hat er es in Kanada zu etwas gebracht. Ihm ist auch die Entwicklung der Prärieprovinzen zu verdanken.

Nach der letzten Volkszählung (1921) betrug die Anzahl der Deutschstämmigen allerdings nur 294 636. Aber mein Gewährsmann schätzt sie wohl richtiger auf 500 000 ein. Diese Zahl stimmt umsomehr, als man die starke Einwanderung der letzten Jahre hineinbeziehen muß. Viele haben sich bei dieser Zählung nicht mehr als Deutsch angegeben, sondern sich den eigentlichen Herkunftsländern zuschreiben lassen. Bei der Volkszählung 1911 hatten sich nämlich 393 320 als Deutsche angegeben.

Die Mehrzahl der Deutschstämmigen wohnt nicht, wie man annehmen könnte, in den Prärieprovinzen, sondern in der Provinz Ontario, und zwar in der Gegend westlich von Toronto. Die Einwanderung dahin begann 1850. Im Jahre 1911 zählte man in dieser Provinz 192 320 Deutschstämmige, und zwar aus Deutschland selbst stammend.

Ihr Mittelpunkt war das ehemalige „Berlin", das man im Weltkrieg nach dem englischen Admiral Kitchener umtaufte. Diese Zwangstaufe hat dem deutschen Geist seiner Bewohner nichts anhaben können.

Die ersten Deutschen waren schon 1750 nach Kanada gekommen und hatten sich im Osten, in der Nähe von Halifax angesiedelt. Nur der Name der Stadt Lunenburg (gegründet 1753) erinnert noch daran, sonst sind sie vollkommen im Kanadiertum aufgegangen.

Die Einwanderung Deutschstämmiger in die Prärieprovinzen setzte erst Anfang der 70 er Jahre des vorigen Jahrhunderts ein. Es waren deutsche Mennoniten, die aus Südrußland kamen und sich in Manitoba eine neue Heimat suchten. Ihnen folgten lutherische und katholische Landsleute, denen es im Zarenreiche zu eng geworden

war. Als ihr geistiger Mittelpunkt kann die Hauptstadt der Provinz, Winnipeg, gelten. Blühendes katholisches Leben herrscht in der St. Josephsgemeinde. Lutheraner und deutsche Baptisten überwiegen sie in mehreren Gemeinden bedeutend an Zahl. Geschlossene katholische Siedlungen bildeten sich später in Saskatchewan um das deutsche Benediktinerkloster von Münster — die St. Peters-Kolonie mit etwa 14 Gemeinden — und in der von deutschen Oblatenpatres pastorierten St. Josephskolonie im Westen der Provinz. Von andern Siedlungen sagen es die Namen schon, daß sie auf deutsche Gründungen zurückgehen; so: Neudorf, Windthorst, Straßburg, Rhein, Landshut, Lemberg, Marienthal usw. Regina, die Hauptstadt der Provinz, zählt allein 6- bis 7000 Deutschsprechende. Außer der katholischen deutschen St. Mariengemeinde gibt es dort zwei deutsche lutherische und eine deutsche Baptistengemeinde.

In Alberta, der letzten der drei Prärieprovinzen, rechnet man 40 000 Deutschsprechende, meist Lutheraner. Der deutschsprechenden Katholiken im Peace River Gebiet nehmen sich auch hier wieder die Oblatenpatres an. Besonders anzuerkennen ist, daß die Konfessionen freundliche Nachbarschaft halten, ja, daß es zwischen ihnen in gemeinsamen Angelegenheiten auch zur Zusammenarbeit kommt. So sind der Volksverein deutschkanadischer Katholiken, die Lutherische, die Mennonitische und die Baptistische Einwanderungsstelle einträchtig in der Einwandererarbeit tätig.

Zu einer bedeutenden deutschen Vereinigung hat es eigentlich nur der Volksverein deutsch-kanadischer Katholiken gebracht. An sonstigen seien genannt der deutsch-kanadische Nationalverband in Edmonton, Alberta. Daß es an kleineren Vereinen nicht fehlt, ist bei der Liebhaberei des Deutschen für Vereine, ganz selbstverständlich.

Der Weltkrieg mit allen seinen Gehässigkeiten hat den deutschen Arbeitswillen nicht zerstören können. Ist ihnen auch der deutsche Unterricht in der Schule noch nicht

wiedergegeben, sie haben doch ihren deutschen Geist, ihre Sprache und ihre deutschen Lieder behalten. Die wenigen deutschen Zeitungen, die ihnen geblieben sind, treten weiter mutig für Erhaltung des Deutschtums ein. Im „Courier", der in Regina erscheint, und der auch den deutsch-kanadischen Hausfreund, den Courier-Kalender, herausgibt, haben sie ein ganz vorzügliches Sprachrohr. Sein frischer Ton kann einem nur Freude bereiten. Die älteste deutsche Zeitung im kanadischen Westen „der Nordwesten" erscheint in Winnipeg; sie ist eine Zeitung großen Formats. Hierzu kommt noch eine Reihe mehr kirchlicher Blätter. Auf katholischer Seite sind es die beiden Wochenzeitungen: der „St. Peters-Bote", der von den Benediktinern, und der „Katholik", der von den Oblaten geleitet wird. Erhaltung des Volkstums bedeutet Erhaltung der Religion. Diese Ordensleute handelten längst darnach, ehe den deutschen Patentnationalisten die Weisheit dieser alten katholischen Erziehungsregel aufdämmerte. Sie sollten sie aufschreiben; man vergißt so leicht.

*

29.

Von Winnipeg nach Toronto braucht der National — so heißt dieser Zug — 38½ Stunden, zwei Nächte und einen Tag. Es sind 1205 englische Meilen oder 1828 Kilometer; Liebhaber von Kursbüchern werden sich über die Zahlen bestimmt freuen. 500 Meilen hiervon, bis Nakina, ist es dieselbe Strecke wie nach Montreal. Dann geht es südöstlich, mit Ausnahme der ersten 120 Meilen immer durch die Provinz Ontario.

Im Vergleich zum Deutschen Reich ist Ontario mehr als doppelt so groß, hat aber nur 3 146 000 Einwohner (1927). Von den neun kanadischen Provinzen hat sie die stärkste Bevölkerung. Ihre natürlichen Reichtümer haben ihr vor den anderen eine schnellere Entwicklung gebracht. Vor allem haben ihre Mineralien dazu geführt. Von den 75 Millionen für Erzeugnisse im Jahre 1924 entfielen allein 25 Millionen Dollars auf Gold und sieben Millionen Dollars auf Silber. Ontario erzeugt heute mehr Gold als jeder andere Staat in Amerika. Seine Nickelbergwerke decken allein 90% des Weltbedarfs. Bei seinen Industrien steht an bedeutendster Stelle die Papiererzeugung, wie denn Kanada überhaupt durch diesen Fabrikationszweig führend geworden ist. Die Ausfuhr von Papier und Zellstoff betrug im Jahre 1925 annähernd 155 Millionen Dollars.

Von welcher Bedeutung die Landwirtschaft für diese Provinz ist, mag daraus hervorgehen, daß der Wert der Feldfrüchte im Jahre 1924 auf 260½ Millionen Dollars geschätzt und die Viehzucht auf 211 Millionen Dollars angesetzt wurde.

Als die ersten deutschen Ansiedler 1850 in diese Provinz kamen, war das Gebiet westlich von Toronto

sumpfig und wenig einladend. „Mit der von Jahr zu Jahr zunehmenden Auswanderung wuchs die deutsche Bevölkerung im westlichen Ontario schnell. Neben Berlin, (dem heutigen Kitchener) wurde eine ganze Reihe von Ortschaften gegründet, deren deutsche Namen ihren Ursprung erkennen lassen, wie Heidelberg, Breslau, Dresden, Kassel, Hannover, Baden, Neu Hamburg, Coburg u. a. Um 1865 kam eine Anzahl deutscher Familien aus Schlesien, Pommern, Brandenburg nach dem Ottowatale in der Landschaft Renfrew. Dort hatten sich bereits Engländer, Schotten, Iren und französische Kanadier das beste zur Verfügung stehende Waldland angeeignet. Die Deutschen mußten sich darum mit dem bergigen und teilweise felsigen Land begnügen. Unter unsäglichen Mühen gelang es ihnen auch, aus jener Wildnis einen blühenden Distrikt zu machen." Nach der letzten Zählung von 1921 betrug die Anzahl der Deutschstämmigen in den drei Prärieprovinzen um 50 000. Eine Zuwanderung deutscher Landwirte in den Süden dieser Provinz kommt für Neusiedelungen nicht mehr in Frage. Mehr nach Norden und Westen ist der Boden für eine gewinnbringende Arbeit nicht ausreichend.

Die Fahrt von Nakina nach Toronto ist reizvoller als die nördliche Strecke. Die Bahn schneidet durch viele Wälder hindurch und kreuzt eine Menge von kleinen springlebendigen Flüssen, die alle ihren Weg nach Norden suchen. Hin und wieder blitzt ein See auf — eine Eisfläche, denn wir sind ja mitten im kanadischen Winter. Ich merke es jedesmal, wenn der Zug auf einer der größeren Stationen hält, und ich hinaus und auf- und abgehen kann. Welche Wohltat ist diese feine und reine Luft gegen den überheizten Wagen! Und der Schnee knirscht nicht, wenn ich auftrete; er klingt ordentlich. Es ist nicht mehr so kalt wie in Winnipeg; ich seh' es auf jedem Bahnhof nach. Dort hatten wir Freitag 42° unter Fahrenheit Null; das sind gerade ebenso viele in Celsius. Auf dem Lande waren es an jenem Morgen 59° gewesen. „Angenehm kühl, Herr

Pfarrer", hätte Mikulski, mein guter Bursche in den ersten Kriegsjahren, sicher gesagt.

Schade, daß es schon Nacht war, als wir durch Sudbury kamen. Ich hätte den Platz, an dem ich auf meiner ersten Reise gleichgültig vorbeifuhr, gern näher besehen. Nur dunkel erinnere ich mich der Bergwerke und Fabrikanlagen dieser Nickelstadt.

T o r o n t o selbst ist eine Stadt von 542 000 Einwohnern; Groß-Toronto — heute ist alles Groß . . . — soll sogar 745 000 haben. Sie wurde 1793 gegründet und hieß ursprünglich Y o r k. Sie wurde 1834 Stadt und hieß von da an Toronto. (Ob man nicht auch Berlin gelegentlich umnennen sollte?) Sie ist Sitz der Provinzialregierung von Ontorio, und was wichtiger ist, sie hat den bedeutendsten Hafen am Ontariosee. Um diesen Hafen zu verbessern, hat die kanadische Regierung zusammen mit der Stadtverwaltung 25 Millionen Dollars ausgeworfen — es geht also n i c h t überall auf der Welt eins gegen das andere! Die Lage der Stadt am See ist schön; ich kann es den Torontoern (oder Torontonianern) nachfühlen, wenn sie ihre Stadt als die anziehendste auf dem amerikanischen Kontinent preisen. Sie wollen allein 68 Parks haben und noch 40 öffentliche Spielplätze. Die Parks an sich tun es noch nicht, besonders wenn an allen Ecken und Kanten steht: „Das Betreten . . . usw. ist verboten". Was die Parks hier freundlich macht, ist, daß sie auch dem Volke g e h ö r e n. So haben sie wenigstens einen Sinn. Sieben der größeren Parks sind für den Wintersport geradezu eingerichtet. Da kann man Skilaufen, auf dem Bob die Hügel hinunterrasen oder auf dem so beliebten T o b o g g a n, dem alten Indianer-Schlitten. Auch hat die Stadt 58 freie Eisbahnen eingerichtet. Ja frei, das heißt umsonst. Und die Polizei? Die sieht dabei zu, sie hält nicht etwa Ordnung, indem dieser und jener immerfort notiert und jedem Jungen der Wintersport verdorben wird.

Die Stadt hat eine Universität mit 6000 Studenten. 64% ihrer Einwohner haben eigene Häuser. Ihre Wasserleitung verbraucht täglich über 66 Millionen Gallonen Wasser (1 Gallone = 4 Liter). Und so gibt es noch eine Menge von Zahlen. Ich habe sie nicht aus einem Schulbuch oder aus einem anderen gelehrten Buch. Darin findet man so etwas nicht. Ich habe sie aus zwei Heften. Das erste heißt: „Pacific to Atlantic . Es ist eine schmale Schrift von 80 Seiten, auf denen 77 Bilder in feinstem Kunstdruck eingestreut sind. Was irgendwie auf einer Reise von West nach Ost in Kanada von Wichtigkeit ist, das finde ich in dieser prächtigen Werbeschrift. Sie kostet nichts, ich habe sie auf der Bahnfahrt nach Winnipeg bekommen, d. h. genommen.

Das andere Heftchen heißt: „Toronto, from Week to Week". Der Bürgermeister der Stadt hat dazu selbst die Einführung geschrieben. Wie freundlich er alle Besucher seiner Stadt begrüßt und ihnen angenehme Tage wünscht! Und wie er schließt: „I am proud to subscribe myself, Thomas Foster" — Ich bin stolz, mich zu unterschreiben. Bei uns würde es lauten: „wird mit 5 Mark Geldstrafe bestraft. Der Bürgermeister."

Noch eins: Auf Seite 18, unter: „This week events" — Was die Woche bringt — heißt es bei Sonntag: „Go to church on Sunday" – Geh zur Kirche am Sonntag! — Das sollte einmal in einem deutschen Fremdenführer stehen! Und ein deutscher Bürgermeister sollte — es ist nicht auszudenken! — — —

Ich habe mir die andächtige katholische St. Michaels-Kathedrale angesehen. Auch die anglikanische St. Jacobs-Kathedrale im grauen Friedhof, und auch das stattliche Rathaus. Was ich von Toronto nie vergessen werde, ist ein roter Blechkasten. Er hing an einer Telegraphenstange bei einer Haltestelle der Elektrischen und hatte schon viel von seiner leuchtenden Farbe verloren. Er war vorne offen, hatte ein großes und ein kleines Gefach. Wenn man in das große hineingriff, konnte

man sich eine Zeitung herausgreifen; man hatte zwei zur Auswahl. In das kleine Fach, es war auch offen, warf man den Preis für die Zeitung hinein. Es mochten 60 Cents darinliegen. Auch ein 25 Centstück; es hatte sich offenbar einer gewechselt. Kein Zeitungsjunge war in Sehweite und auch kein Obstmann mit literarischem Nebenerwerb. War es in New York nicht ähnlich? Dutzende von Zeitungen und Zeitschriften nebeneinander aufgebaut ohne Verkäufer? Wer sich seine Zeitung nimmt, legt einfach seine 5 Cents auf den betreffenden Packen und geht. Und nebenan, in seinem Shoe-shine-Parlor (Schuhputzsalon) verarztet der Zeitungsmann die Schuhe seiner Kunden?

Und wie ich bei dem Kasten auf die Elektrische wartete, da kamen mir allerhand unfreundliche Gedanken. Ich dachte an die Mütter, die in der Elektrischen ihre Sechsjährigen zu „noch nicht ganz vier" machen, bloß um den Fahrpreis zu sparen — und das Kind hört es — und dachte an die Großen, die keine größere Freude haben, als wenn sie sich am Schaffner vorbeidrücken können, und dachte an jene, die sich vergnügt die Hände reiben, wenn sie den Staat (also sich selbst) um ein paar Pfennige betrogen haben — — — und fragte mich, ob es wohl empfehlenswert wäre, einen Verein für Zeitungsverkaufskästen zu gründen. Ob nicht am Ende ein solcher Verein wegen Hehlerei oder Verleitung zum Diebstahl in Schwierigkeiten geriete? Hier ja nicht, aber anderswo?

Die Sisters of Service — Schwestern vom Dienst — haben in Toronto ihr Mutterhaus. Es ist ein trauliches efeuumranktes Heim in stiller Villengegend. Die Schwestern vom Dienst sind eine neue kirchliche Genossenschaft; sie wurde 1922 am Maria-Himmelfahrtstage gegründet. Heimat-Mission ist ihr Zweck. Überall da sollen sie einspringen, wo die bisherigen Genossenschaften von Schwestern es nicht können. Darum wollen sie sich vor allem den Einwanderern im Dienst am Schiff oder am

Bahnhof oder in Heimen widmen. Hierin haben sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens auch schon Vorzügliches geleistet.

Nach der Oktobernummer ihrer Zeitschrift „The Field at Home“ — Das Feld daheim — haben sie während zweier Monate in ihrem Heim in Toronto 894 Unterkünfte und 2366 Mahlzeiten gegeben. Im Heim von Winnipeg, das erst vor wenigen Monaten eröffnet worden, waren es 454 Unterkünfte und 1087 Mahlzeiten. In Halifax gingen sie — in 2 Monaten — zu 30 Schiffen und halfen 2475 Einwanderern. An verschiedenen Stellen in den Prärieprovinzen haben sie den Katechismusunterricht an den Kindern der Eingewanderten übernommen. Von Edmonton aus haben sie eine neue Art des Apostolats begonnen. Da es im Winter den weit verstreut wohnenden Farmerkindern unmöglich ist, zum Katechismus zu kommen, unterrichten sie sie in einem „Correspondence course“ — brieflich.

Die kleidsame Tracht der Schwestern ist unseren heutigen Verhältnissen angepaßt und hindert sich nicht, dahinzugehen, wo eine n u n — Nonne — zu auffällig wirken dürfte. Der Gründer der Schwestern vom Dienst ist der kanadische Redemptoristenpater Georg Thomas Daly. Liebe zu seinem Lande, Liebe zu allen Seelen, die an seinem religiösen Aufbau teilnehmen sollen, zu den wartenden, darbenden, zu allen den zerstreuten Schäflein der Herde Christi leuchtet aus seinen gütigen Augen. Katholische Liebe, allesumfassend . . . weltweit . . . Stigma der Apostel . . . ob darum so selten?

*

26. Januar

Ich bin wieder auf der Fahrt nach New York. Im Schlafwagen ist es längst still. Die Lichter sind schon seit 11 Uhr abgedreht. Ich kann nicht schlafen. Immer noch braust mir die Ewigkeit der Niagarafälle in den Ohren.

Und ich seh sie noch immer, diese gewaltigen Massen, wie sie im Bewußtsein ihrer Kraft ruhig und stolz in die Tiefen versinken. Es ist ganz sinnlos, eine Beschreibung dieses Naturschauspiels zu geben. Worte könnten das Erleben eher entweihen als steigern. Es übersteigt alles Maß. Andere Fälle mögen lieblicher sein, mögen mehr Abwechselung, mehr Reize bieten. Es gibt selbst welche, die höher sind. Keine können gewaltiger sein als diese. Sie wären zermalmend, könnte Schönheit vernichten.

Ob man sie nicht gesehen haben muß, um dies Land und diese Menschen der Gegensätze zu verstehen? . . . .

Ich wollte sie nicht am Tage sehen. Kein kleinliches Menschenwerk, kein Touristenwort sollte mich stören. Wie letzten Herbst nachts am Rauschen des Rheinfalls Erde und Kleinheit vergessen — wenn ich das könnte!

Wie lieblich war die Fahrt von Toronto her gewesen. Am See entlang, durch endlose Obstpflanzungen hindurch und über tiefe Schluchten hinweg, an freundlichen Landhäusern vorbei und wieder durch Obstgärten und Felder, bis endlich der Abend kam und klare Nacht.

Station Niagara - Falls auf kanadischer Seite. Auto? Nein, nur kein Auto, nur nicht! Lieber schwer durch den knirschenden Schnee gehen oder auf glatter Straße.

War es eine halbe Stunde, war es mehr? Da steigt aus der Tiefe drüben weißer Nebel auf . . . Nein, es es ist der Anfang der Wasserfälle. Dort hinter der geisterhaften Brücke, die in die Vereinigten Staaten hineinführt, stürzen die ersten Massen hinunter und zerstäuben an den vereisten Felsblöcken. Es ist mir so gleichgültig, wie die einzelnen Teile heißen und ob sie nach Kanada oder den Vereinigten Staaten gehören. Heute nacht sind sie mein. In meine Hände hat Gott heute nacht diesen gewaltigen Teil seiner Schöpferhände gegeben . . .

Ich weiß nicht, wie lange ich hier entlang gegangen und immer wieder gestanden und gestaunt habe. Ich

fühlte den eisigen Wind nicht mehr, nur eine namenlose Freude schlug auf und trieb mich weiter — weit, bis ich dort, wo die Wasser hinabstürzen wollen, am vereisten Ufer stand und meine Hände in das dunkle Wasser hineintauchen konnte.

Hinter mir spielten die gewaltigen Scheinwerfer — sind es 20 oder 30? — und warfen grüne und rote und gelbe Lichtschwaden auf die zerstäubenden Wasser. Wie klein wird doch der Mensch und sein Werk, wenn er sich an die Gotteswerke heranwagt und sie gern noch verschönern möchte! So klein, daß es gar nicht mehr stört. Und klein wird auch jedes Menschenwort, selbst das jauchzende, naturoffenbarende heiliger Psalmen —, wenn der unendliche Gott in seiner Natur einen ewigen Psalm anstimmt, gewaltig stark in überwältigendem Klang seiner Kraft . . .



New York, 30. Januar

30.

Als ich Anfang Dezember hierherkam, hatte man eine Woche vorher den Grundstein zum neuen Leo-Haus gelegt. Das alte hatte sich als zu klein erwiesen und genügte nicht mehr den Ansprüchen, die man heute an ein Heim stellen darf. Es war aus einem Umbau aus vier Wohnhäusern hervorgegangen. Man kann sich denken, welche Menge von Winkeln und Ecken dadurch entstehen, besonders wenn alle Treppenhäuser verbleiben. Immerhin war es schon eine Verbesserung gegen das erste Leohaus gewesen. Dies hatte in der Nähe des alten Landungsplatzes gestanden und war dreißig Jahre das erste Heim der deutschen Einwanderer gewesen. Das zweite Leohaus lag für die veränderten Verhältnisse bedeutend günstiger. Seine Lage wird sich noch erheblich verbessern, wenn erst einmal die Untergrundbahn in der anliegenden 8. Avenue fertiggestellt ist und es dadurch schnellste Verbindung nach allen Stadtteilen erhält.

Von den vier Häusern hatte man im Herbst zwei abgerissen. Anstelle der bisherigen vier Stockwerke sollte ein neues Haus von acht Stockwerken erstehen. Man hätte es ruhig auf zehn Stockwerke hinaufführen sollen. Ein Heim in so günstiger Lage — die Riesenbahnhöfe der Pennsylvania und Great Central Bahnen sind kaum zehn Minuten entfernt — wird dauernd auf Besucher rechnen können. Das Leo-Haus ist nämlich nicht nur für Einwanderer berechnet, sondern auch für Durchreisende und für die vielen Europa-Reisenden, die sich in New York ein paar Tage vor ihrer Abreise oder Ankunft aufhalten wollen .So ist ja auch unser neues Raphaels-Heim in Hamburg gedacht. (Große Allee 41, ein Zimmer von 3.50 Mark an). — Für Jahrzehnte bildete das Leo-Haus das einzige katholische Heim für Reisende in New York

überhaupt. Erst seit wenigen Monaten haben die Kolumbusritter in der 51. Straße und 8. Avenue ein eigenes Hotel mit Gesellschaftsräumen eingerichtet. Für katholische junge Mädchen war durch verschiedene Mädchenheime einigermaßen gesorgt worden. An einem deutschen Heim für sie fehlte es bis vor kurzem. Jetzt haben auch sie eines in 421 E 148. Straße erhalten. Es ist das Elisabeths-Heim und gehört dem katholischen deutschen Frauenbund von New York — wie könnten sich auch Frauen und Wirklichkeitssinn besser betätigen? — Die deutschen Handwerker haben schon lange ihr Kolpingshaus; man kann es, wie auch sonst diese Häuser als Mittelpunkt des katholischen Lebens in New York ruhig bezeichnen.

Es dauerte keine vier Wochen, da stand das Eisengerüst des Neubaus. Nach weiteren vier Wochen war das Haus vollständig dicht. Auch die Fenster und die Scheiben saßen darin, und die eisernen Treppen gingen bis oben, und die Heizung konnte benutzt werden. Denn mit dem Maurer steigen die andern Handwerker in die Höhe. Es müßte denn sein, daß die Maurer in dem Eisengerüst vom obersten Stockwerk nach unten vorgehen, wie man es auch sehen kann. Selbst dann sind das Dach und die Fußböden aus Eisenbeton schon fertig.

Jede Arbeit hat hier ihren Spezialisten. Wer die Fußböden macht, setzt keine Wände. Ja, es kommt vor, daß der Maurer-Handlanger, der den Grund ausheben soll, sich weigert, die Steine herauszuholen, weil er nur für Sandarbeit und nicht für Steine angestellt ist. Die Arbeit selbst wird dadurch stark spezialisiert und auf wenige Handgriffe gebracht. Es ist aber ebenso klar, daß auf diese Weise mehr Arbeit geleistet wird, und dazu noch erleichtert. Handwerker in unserem Sinne, die ihr Handwerk durch und durch verstehen, sind hier unbekannt, alle sind mehr oder weniger „Spezialisten“. Ein deutscher Handwerker müßte also seine Kunstfertigkeit auf einen bestimmten Arbeitsteil beschränken, denn Arbeitsteilung ist alles.

Wie die Löhne sind? Am besten von allen Handwerkern werden die Maurer bezahlt. Sie erhalten in New York einen Tageslohn von 14 Dollar bei achtstündiger Arbeitszeit. Ich gönne jedem von ihnen diesen Lohn. Kein Handwerk ist mehr abhängig von günstiger Zeit und Witterungsumständen als dies. Wer hoch zwischen Himmel und Erde arbeitet und dazu oft in Lebensgefahr, der hat eine hohe Vergütung eher verdient, als irgend ein hoher Beamter, der gemächlich hinter seinem Schreibtisch sitzt und nur seine Arbeitsmappe dem nächst höheren oder nächst niederen weitergibt.

Den Maurern am nächsten kommen die andern Bauhandwerker, und denen folgen erst die andern Berufe. Augenblicklich ist für alle Handwerker eine günstige Zeit. Noch nie ist in New York soviel gebaut worden, wie gerade jetzt. Überall entstehen neue Riesenhäuser, wachsen, ja schnellen aus der Erde empor. Die Bewegung: heraus aus der Stadt, hat mit einer andern abgewechselt. Der Zug geht dorthin, wo moderne Wohnungen entstehen. Als die Altstadt mit ihren großen und kalten Zimmern nicht mehr gefiel, zog man in die Kleinhäuser draußen mit ihren Badezimmern und der Zentralheizung. Jetzt, wo der Stadtrand längst in die Stadt einbezogen, und die kleinen drei- und vierstöckigen Häuser für den Abbruch reif geworden, entsteht ein „Apartment“ Haus nach dem andern. Häuser, 20 Stock hoch, mit hundert und mehr Wohnungen von drei bis zwölf Zimmern. Sie sind nicht dunkel und unfreundlich, diese Wohnungen. Sie sind wohl klein, aber hell und durch Aufzüge verschiedener Art so bequem, daß man die Höhe einer Wohnung im 19. Stock kaum als Beschwerde empfindet.

Die Handwerker mit höheren Löhnen wohnen daher nicht mehr in den alten Vierteln im Osten oder Westen, in dunkeln Wohnungen ohne Heizung und ohne Bad, mit engen Gängen und steilen Treppen und dem entsetzlichen Schmutz, wohin man sieht oder riecht. Sie suchen sich ihr kleines Häuschen irgendwo draußen auf

Abzahlung zu kaufen und fahren zur Arbeit in die Stadt; selbst die längste Fahrstrecke kostet nur 5 Cents. (Nach unserem Geldwert 10 Pfennige.) In die alten Stadthäuser rücken die neuen Einwanderer aus dem Osten und Südosten Europas und auch Juden und Neger nach, alle jene, denen eine billige Wohnung mehr gilt als eine gesunde.

Ob es bei uns darin nicht besser bestellt ist? Ich glaube nicht, wenigstens soweit ich — die dumpfigen Berliner Mietskasernen oder die noch schlimmeren Hamburger Gängeviertel kenne. Es muß wohl überall gleich sein: Die Sanierung wird oben begonnen, obgleich — jeder Hund weiß das — die schlechte Luft immer unten ist. Selbst der Bürgermeister von Bergedorf — er ist Sozialist, aber ich bin ihm deshalb nicht böse — hat für sein neues Rathaus nicht alte Arbeiterhäuser abbrechen lassen, sondern hat es in die Villengegend gesetzt. Wenn er einmal stirbt, wünsche ich ihm einen schönen Eichensarg; Eiche ist gesünder.

Ob das wahr ist, daß hier jeder Handwerker sein Automobil hat? im Auto zur Arbeitsstelle fährt und Sonntags ins Land hinausjagt? Ich habe noch keinen Handwerker so an- und so abfahren sehen und habe genau aufgepaßt, wenigstens nachmittags. In den andern Städten wird es schon vorkommen; in Brasilien sind auch die Bettler zu Roß. Was kostet hier schließlich ein Auto? Für 450 Dollar kaufe ich mir ein Ford, d. h. ich könnte es tun; ich halte aber etwas auf mich und kaufe mir etwas Besseres. Für 650 Dollar, das sind 1300 Mark nach unserem Geldwert, kann ich es haben. Bei uns müßte ich mehr anwenden. Unsere notleidende Automobilindustrie, die nicht so hohe Arbeitslöhne bezahlt, wie die hiesige, muß an jedem Stück mehr verdienen, anstatt durch billigere Preise mehr Verbrauchs- und mehr Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen — selbstverständlich sind unsere Autos viel, viel besser, kolossal viel!

Durch die hohen Löhne ist der amerikanische Arbeiter eher in den Stand gesetzt, Ersparnisse zu machen. Er muß umso mehr daran denken, als es keine staatliche Altersversicherung gibt und er auch früher als bei uns daran zu denken hat aus seinem Beruf zurückzutreten. Dabei ist er durchaus nicht geizig. So z. B. sind es nicht etwa die vielen Millionäre, die für kirchliche Zwecke soviel opfern, sondern es ist der einfache Arbeiter. Bekanntlich müssen Kirchen, Geistliche, Pfarrschulen und Lehrer durch die Gemeindemitglieder unterhalten werden. Sonntag für Sonntag opfert da der amerikanische Arbeiter seinen Beitrag. Er tut es gern, weil er weiß, daß es ihm, seiner Familie und seinem Lande zugute kommt. Ja, seine Beiträge werden fast zu einem Gradmesser für das allgemeine Gedeihen, und mancher Pfarrer empfindet es schwer, wenn Arbeit und Verdienst im Lande nachlassen.

Daß die neuen Deutschen Einwanderer zu den schlechten Zahlern in einer Gemeinde gehören, sei nur nebenbei erwähnt. Sie können oder wollen es nicht verstehen, warum schon an der Kirchentür ein Beitrag fast als Eintrittsgeld verlangt werden muß, und daß die Geistlichen hier mehr von Geld sprechen müssen als in der Heimat, wo alles durch den Steuerzettel so wunderbar geordnet ist. Es braucht meistens lange, um den stets schimpfenden Deutschen zu einer anderen Auffassung zu bringen. Wie oft mag es vorkommen, daß er lieber Kirche und Glauben — natürlich schimpfend — verläßt, als ein Opfer für seine Überzeugung zu bringen. Wäre dies Opfer wirklich noch groß.

Im allgemeinen steht sich der Handwerker und mechanische Arbeiter hier besser. Die Lebensmittel sind billiger, die Löhne höher, die Arbeitszeit ist verschieden, die Wohnungen allerdings sind teuer. Er hat also wirklich mehr Aussicht, Ersparnisse zu machen und für sein Alter etwas zurückzulegen. Arbeitslosenunterstützung gibt es zwar nicht und sogenannte soziale Einrichtungen befinden sich nur in vereinzelten Betrieben.

Ob eine Hinneigung dazu besteht oder aufkommt, ist bei der freiheitlichen Auffassung des Amerikaners zweifelhaft. Macht der Bürokratismus auch hier weitere Fortschritte, dann dürfte man im Laufe von Jahrzehnten dazu kommen. Selbsthilfe durch Zusammenschluß läge am nächsten. Schon durch die außerordentliche Macht, die die amerikanischen Gewerkschaften (Trade-Union, Union) genannt) im Lande besitzen. Einstweilen beschränken sie sich darauf, den Arbeiter als Geldempfänger zu schützen. Sie sind es, die einfach Arbeitszeit und Löhne diktieren. Sie halten auch die Löhne aufrecht, indem sie unbarmherzig die Einstellung von Gewerkschaftlern verlangen, und z. B. die Entlassung eines Nichtgewerkschaftlers bei Arbeitslosigkeit eines Gewerkschaftlers durchsetzen. Sie können das alles, weil sie den Zuzug neuer Arbeitskräfte verhindern. Denn sie sind es schließlich, die durch ihre Macht die Gesetzgebung beeinflussen und die Einwanderung herabsetzen oder sperren. Nationalitätenhaß und so ähnliches spielt in die „Quotenfrage" nur ganz wenig hinein. Was man nicht will, was man mit allen Mitteln verhindert, ist nur die Zuwanderung billiger Mitbewerber auf dem Arbeitsmarkt. Darum die quotenfreie Zulassung von Geistlichen und Gelehrten und Künstlern. Darum das Verbot eines Arbeitsvertrages für jeden Einwanderer und die rücksichtslose Zurückweisung eines jeden von der Landung, der solchen Vertrag (vielleicht unter billigerem Lohn) hätte. Der Eingewanderte selbst hat nur dann Aussicht auf Arbeit in seinem Beruf, wenn er sich der amerikanischen Gewerkschaft anschließt. Eine andere Frage aber ist, ob sie ihn aufnehmen. Während nämlich die deutschen Gewerkschaften jeden Arbeiter in seine Gewerkschaft hineinzwingen wollen, ist es hier ganz anders. Die amerikanische Gewerkschaft nimmt nur jene auf, die ihr passen und überlassen jeden anderen, ganz gleich ob er Berufsgenosse ist, seinem Schicksal.

Die Aufnahmebedingungen selbst sind durchweg so hart, daß die wenigsten Einwanderer in den ersten

Jahren um die Aufnahme einkommen können. Die meisten Gewerkschaften verlangen, daß der Antragsteller amerikanischer Bürger sei, oder daß er sein erstes Papier besitze d. h. den Antrag auf Einbürgerung gestellt habe. Solange er kein amerikanischer Bürger ist, hat er auch nur Anspruch auf die Hälfte des Lohnes. Ferner ist der Eintrittsbeitrag stark in die Höhe geschraubt worden. So verlangt die Gewerkschaft der Pelzarbeiter, deren Eintrittssumme vor wenigen Jahren noch 70 Dollar war, jetzt einen Beitrag, der an das dreifache hinangeht. Der Eintritt in die Maurergewerkschaft kostet heute 100 Dollar. Durch solche Einschränkungen, die nach etwas ganz anderem aussehen als Solidaritätsgefühl, halten die Gewerkschaften die Zahl ihrer Mitglieder niedrig, halten diese in Arbeit und halten jeden Mitbewerb und jede Lohnherabsetzung von sich fern — einstweilen wenigstens. Werden irgendwo Löhne herabgesetzt, dann kann man damit rechnen, daß es sich um ausländische Arbeiter handelt. Für diese gilt eben auch kein Solidaritätsgefühl. Grundsatz ist: die Lebenshaltung des amerikanischen Arbeiters darf nicht auf die des europäischen hinuntergedrückt werden. Die Wahl der Mittel ist gleichgültig. Aus dem Letzten ist es auch zu erklären, daß die Mitgliederzahl der 107 nationalen und internationalen Gewerkschaften in den Vereinigten Staaten nicht höher als 3 312 526 ist, während Deutschland allein 4 582 366 und England 4 365 619 Mitglieder in ihren Gewerkschaften haben. Allerdings schließt die Zahl von 3⅓ Millionen nicht alle Mitglieder ein, sondern nur die zahlenden; jene die außer Arbeit sind oder streiken, sind nicht eingerechnet. Sie dürfte aber nicht über 4 Millionen hinausgehen.

Ein anderer Unterschied von den deutschen Gewerkschaften besteht darin, daß sie unpolitisch sind, daß sie also für keine bestimmte politische Partei sind. In Wirklichkeit kann man sagen, sind sie alle Republikaner, insofern diese Partei für hohe Schutzzölle eintritt, den amerikanischen Arbeitsmarkt also schützt. Wohl haben

sich kommunistische Bestrebungen bei den Streiks im letzten Winter 1926 geltend gemacht. Doch ist der praktische Amerikaner für nebelhafte und unpraktische Aufteilung usw. nicht zu haben. Er ist selbstsüchtig genug, um sich nicht darum zu kümmern, wie sein Nachbar durchs Leben kommt.

Bei der Bedeutung der Reklame in den Vereinigten Staaten ist es begreiflich, daß sich auch die Zettelankleber zu einer Gewerkschaft vereinigt haben. Es befremdet eher, daß sich die Hausangestellten nicht gewerkschaftlich zusammengeschlossen haben. Vielleicht brauchen sie keine Gewerkschaft. Einstweilen fehlt es nämlich, wie überall auf der Welt, an Hausangestellten. Es kommt hinzu, daß die amerikanische Frau die Hausarbeit auf das unbedingt Notwendige einschränkt und sich die Arbeit möglichst vereinfacht und das amerikanische Mädchen nur von Hunger getrieben in häuslichen Dienst träte. Die Hausarbeit bleibt den Ausländerinnen und Negerinnen überlassen. Die Löhne für Hausangestellte sind darum gut. Ein „Mädchen für Alles‘ (so lautete früher die Bezeichnung), das aus Deutschland hierherkommt, erhält ohne weiteres 60 Dollar im Monat. Kann sie erst die Sprache, steigt der Lohn und geht bei guten Köchinnen über 100 Dollar hinaus. Zimmer- und Kindermädchen können die gleichen Löhne erwarten. Sie müssen aber von Kinderpflege wirklich etwas verstehen. Für Kinderfräulein, die nur spazierengehen und etwas im Hause herumfummeln wollen, hat man hier nichts übrig. Auch nicht für deutsche Gesellschafterinnen oder Reisebegleiterinnen.. Wer die englische Landessprache nicht vollkommen beherrscht, das ist ohne weiteres klar, kann keine Gesellschafterin sondern nur eine Qual sein. Stenotypistinnen und kaufmännische Angestellte haben nur dann Aussicht, wenn sie in englischer Kurzschrift und in englischer Briefführung flott arbeiten können. Die Entlohnung ist schlecht, genau wie bei uns. Alleinstehende Fräuleins, die nicht bei ihrer Familie wohnen, können sich nur mit großen Einschränkungen durchschlagen. Im Jahre 1920 gab es hier 72 535 Stenotypistinnen, 40 234 Buchhalterinnen und Kassiererinnen, 81 139 kaufmännische Angestellte und 27 610 Verkäuferinnen. Aus diesen Zahlen kann eine junge Deutsche am besten ersehen, wie überflüssig sie hier ist.

Wer hiernach sein Glück hier immer noch versuchen will, mag es tun. Er darf nicht vergessen, daß der Dollar mindestens ebenso schwer verdient wird wie die Mark, und daß man hier nichts durch ein großes Mundwerk erreicht; die sogenannten Berliner haben dem Deutschtum noch nirgends geholfen. Der Deutsche hat es schon im allgemeinen nicht leicht. Er weiß mit der amerikanischen Freiheit meistens nichts anzufangen, indem er Freiheit und Ungebundenheit verwechselt. Meistens soll es so gehen: der Eingewanderte schimpft auf die alte Heimat, seine Kinder schämen sich ihrer und erst seine Enkel wissen sie zu schätzen.

Hunderttausenden von Deutschen ist das Leo-Haus ein Helfer, Freund und Berater bei der Ankunft gewesen. Die meisten haben später vergessen, was es heißt, in der fremden Welt Schutz, eine Friedensinsel, gefunden zu haben. Das schöne neue Haus wird noch mehr als bisher ein Sammelpunkt aller jener sein können, die dankbar der alten Heimat gedenken. Ich gebe absichtlich die Anschrift nicht an. Das Haus ist dazu nicht da, hunderterlei Fragen aus Deutschland zu beantworten, oder Bürgschaftsschreiben (Affidavits) zu besorgen oder Stellen zu vermitteln oder gar Reisegeld zu verschaffen. Wer Auskunft will, der soll sich an die Hauptstelle unseres St. Raphaels-Vereins in Hamburg 1, Besenbinderhof 28, wenden. Dafür ist der da. Oder er wende sich an eine seiner 67 Beratungsstellen im Reich.

Beraten ist einfach, auswandern auch, selbst das Helfen, schwer nur immer das Treusein.

Washington, 17. Februar

31.

Washington ist von New York ebensoweit entfernt wie Berlin von Hamburg, nämlich 5 Stunden Schnellzugfahrt. Auch sonst haben diese Städte Ähnlichkeit miteinander. Wie Hamburg der deutsche Haupthafen ist, die Stadt des Verkehrs, der angestrengtesten Arbeit und der zusammengeballten Kraft, so ist es mit New York, wenn auch in noch höherem Maße und weiterer Ausladung. Hamburg hat eine Million Einwohner, New York siebenmal soviel. Handel und Verkehr, die Gradmesser des Lebens in einem Lande, in der Welt überhaupt, finden in diesen beiden Städten ihren sprechenden, bildhaften Ausdruck — sie sind Leben, Leben wie es zerstört und wie es aufbaut, wie es nie ruht, wie es immer wirkt, umgestaltet und schafft. Washington und Berlin dagegen sind die Städte der Satten, der forzierten Intelligenz, des zur Schau gestellten Wollens, der Maschinerie. Washington hat 500 000 Einwohner, Berlin zehnmal soviel — Zahlen beweisen. Washington als Mittelpunkt des Verwaltungsbetriebs, als Beamtenautomat oder gar als geistigen Mittelpunkt kennen zu lernen, konnte mich darum nicht reizen. Es trieb mich nicht einmal die Neugierde dorthin. Denn, wohin ich auch kam: immer fragte man mich, ob ich schon in Washington gewesen. Wer Washington nicht gesehen, nähme einen falschen Begriff von den Vereinigten Staaten mit nach Hause. Es wäre eine herrliche, ja geradezu wunderbare Stadt, und keine in ganz Europa käme ihr gleich — Rom wegen seiner Altertümer vielleicht ausgenommen. Dasselbe — allerdings ohne Einschränkung — hatte ich so oft über Berlin hören müssen, und darum hätte ich mir am liebsten eine neue Enttäuschung erspart.

Heute bin ich zwei Tage hier. Ich habe viel, sehr viel gesehen und habe tiefe Eindrücke gewonnen. Ich kann mir aber noch nicht darüber klar werden, ob Washington eine amerikanische Stadt ist oder nicht.

Vor drei Tagen war ich in Baltimore und tags zuvor wieder in Philadelphia. Ich war von Reading gekommen, einer kleineren Fabrikstadt von 114 000 Einwohnern — Provinzstadt würden wir sagen. Diese Städte waren echt amerikanisch. In ihrem Aufbau und in ihrer Betriebsamkeit. Reading die aufstrebende Großstadt im Werden. Philadelphia erdrückend in seiner Ausdehnung, in seinem mächtigen Fabrik- und Hafenbetrieb. Baltimore in seinem bunten Völkergemisch wie ein sichtbar arbeitender Schmelztiegel von Nationen. Und jetzt Washington, die Stadt der Beamten, des Beamtentums, der Überlieferung und des Beharrens mit seinen Lichtseiten und den starken schweren Schatten, die nahe an Tod grenzen. Wird sie sich davon freihalten können? Wird sie oder werden sie, die immer wieder dahinströmen als die Vertreter von 120 Millionen, soviel Kraft und soviel Leben aufbringen, um dieser Stadt den Stempel der wallenden Zeit aufzudrücken? Oder werden auch sie sich schließlich von der Macht der Tradition erdrückt fühlen? Werden sie in der Maschinerie laufen oder werden sie je nach dem Bedürfnis des Tags neue Maschinen einstellen und die alten verbrauchten, unpassenden mit frischer Geste dahin werfen, wohin sie gehören, zum alten Eisen?

Die Stadt sieht mehr aus nach Tradition als nach neuem, sich stets verjüngenden Leben.

Der Hauptbahnhof mit seiner maßlosen Halle — ein Renaissancebau. Gefällig gewiß, und so einladend in seinem Weiß, aber geschichtlich, für uns Heutige, vorgeschichtlich.

Das Kapitol, die Volksanstalt für Verordnungen und Gesetze, ein überwältigender Bau in seiner weißen Marmorpracht und besonders im zauberischen Lichtglanz der Nacht, auch es ist kein lebendiger Ausdruck

dieses in seiner Schaffenskraft übersprudelnden Landes, sondern gewollte Geschichte. Alle Achtung davor, daß Washington selbst den Grundstein zu diesem Prachtbau gelegt, aber schließlich war er Geschichtsbaumeister, einer der allergrößten, und wollte kein Kunsturteil abgeben.

Die Ministerien — zum Teil übelste Werke im Baustil der Viktoria-Zeit, wir nennen das wilhelminisch. Nur die Treasury — Staatsbank — macht einen halbwegs soliden Eindruck; an die Bank of England in London in ihrer düstern Kraft ragt sie auch nicht entfernt heran. Gleich daneben das „Weiße Haus", die Wohnung des Präsidenten. Es ist gut, daß auch hierzu Washington den Grundstein gelegt hat. Heute würde man irgend einen europäischen Schloßbau, noch größer, noch massiger, noch prunkvoller, nachbilden. So aber ist dieser einfache Bau — er ist mir der schönste und liebste der ganzen Stadt — ein Volksheiligtum, und mögen einmal alle in seiner Umgebung gefallen sein, er wird bleiben in seiner fast rührenden Einfachheit und seiner stillen Hoheit zugleich.

Der Obelisk? Dieser viereckige Aussichtsturm mit seinen Gucklöchern? Ich wollte, es fände sich ein Wohltäter, der ihn über Nacht umstieße, und es fände sich dann ein Einsehen, dies Scheusal nie wieder aufzurichten! Man hätte für Washington, den Begründer der Union wirklich ein würdigeres Denkmal finden können als diesen formlosen und hier sinnlosen Steinhaufen.

Und der Stolz der Stadt — das Lincoln Memorial? Dieser einsame blendend weiße Marmortempel mit seinen 36 gewaltigen Riesensäulen? Ich muß ihn vergessen, wenn ich vor dem weißen Riesenstandbild dieses größten amerikanischen Heroen stehe, größer als Washington, größer als einer der Starken seines Jahrhunderts in aller Welt. Denn schließlich ist es doch er gewesen, der Freiheit und Gleichheit aller Menschen und Rassen verkündigt — ganz gleich, wie sein Land heute darüber denkt und wie es handelt. Wer einmal vor diesem Bild gestanden, wer in diese sehnenden und helfenden Augen

geschaut, wird sie niemals vergessen, und klein, ganz klein wird er sich diesem Mann gegenüber erscheinen.

Und ist die einfache Schrift über diesem Haupte — es ist ganz Mensch — nicht noch packender als aller Marmor und inniger als diese Augen?

In this temple as in the hearts of his people for whom he saved the union the memory of Abraham Lincoln is enshrined for ever.

„In diesem Tempel wie in den Herzen seines Volkes, für das er die Einheit wahrte, ist das Andenken von Abraham Lincoln für immer gefaßt."

Was ist das Kapitol in seinem Glanz, in seinen Marmortreppen und -säulen und seiner blendenden Kuppel gegen diese einfachen Worte! O, und hätten wir in unserer deutschen Heimat einen Platz wie diesen, zu dem alle pilgern könnten, die deutsch fühlen, und wo unsere Kinder in Scheu vor dem deutschen Herzen und in Ehrfurcht vor dem deutschen Volke erschauerten!

*

Der Stadtplan ist von einem französischen Baumeister entworfen, wie denn Washington die einzige Stadt sein soll, die nach einem bestimmten Plan ausgebaut wurde und weiter ausgebaut wird. Dies letzte, dies ständige Ausbauen, scheint mir überhaupt das Merkmal zu sein, daß es sich um eine amerikanische Stadt handelt. Der Stadtplan selbst mit seinen diagonal schneidenden Straßen und den vielen Straßenplätzen ist für eine moderne Stadt mit großem Autoverkehr mehr als ungeeignet. Für Fußgänger sind darum diese Straßen eine wahre Qual, ganz abgesehen von den endlosen Entfernungen. Und — man meint in Berlin zu sein — an jeder großen Straßenkreuzung steht ein Mann mit einem Farbtopf und malt breite weiße Striche auf dem Asphaltpflaster nach. Also, es ist dieselbe Geschichte: zwischen diesem und dem Strich dürfen Autos fahren oder stehen oder nicht fahren und nicht stehen, und die ebenso alte: Zuwiderhandlungen sind bei soundsoviel Mark (Dollar) verboten. Die Welt ist überall gleich, wenigstens, wo der Mann mit dem Farbquast steht.

Ob sie es sonst ist? Fast scheint es so. Die Vereinigten Staaten haben nämlich auch ihre „Reichsdruckerei", eine vollkommen überflüssige verstaatlichte Einrichtung. Sie stammt aus dem Jahre 1860, als der Drucker Cornelius Wendell seine Druckerei der Regierung verkaufte. Hoffentlich stand er vor dem Bankerott, so daß es nur ein Gnadenakt war, als man ihm seine Quetsche abnahm. Oder glaubte man wirklich, daß nur staatlich vereidigte Setzer und Drucker Geschäfts- oder gar Staatsgeheimnisse bewahren könnten? Inzwischen hat sich die Druckerei so ausgewachsen, daß sie nicht bloß das Amt eines Public Printers — Staatsdruckers — notwendig machte (Gehalt 7500 Dollar), sondern zu der größten Druckerei der Welt geworden ist. Auch bindet sie alle Regierungsschriften höchststaatlich ein — sicher eine furchtbar geheime Sache. Und was sie druckt! An Druckpapier verbraucht sie in einem Jahr über drei Millionen Dollar. An Aufträgen, von Briefumschlägen angefangen, bis zu ganzen Werken hat sie in einem Jahr durchschnittlich die annehmbare Zahl von 80 000 zu erledigen. 150 000 Druckformen gehen in ihre Pressen und 8 Millionen Dollars an Löhnen und Gehältern in die Taschen ihrer Arbeiter und Angestellten. Ob ein wirklicher, geschäftlicher Gewinn dabei herauskommt, habe ich leider nicht finden können. Mit schüttelfrostigem Grauen habe ich mich von diesem gewaltigen roten Kasten abgewandt. Ich war restlos erschüttert.

Recht gern hätte ich einmal gesehen, wie Onkel Sam seine Dollars fabriziert. Es ist selbstverständlich, daß auch dies nur in einer staatlichen Einrichtung sein kann, obgleich es — genau wie bei uns — in den Staaten Druckereien gibt, die für fremde Staaten Papiergeld usw. in Masse drucken. Onkel Sam umschreibt seine Geldmaschine mit dem freundlichen Namen Bureau of Engraving & Printing — Büro für Gravierung und Druck. Es ist eine Abteilung seines Treasury Department — Finanzministeriums. Man kann sich lebhaft vorstellen, daß es hier wirklich allerhand zu tun gibt. Die Arbeit

wird nach der Zahl der bedruckten Bogen berechnet. Diese belief sich im Fiskaljahr 1927 (1. Juli 1926 bis 30. Juni 1927) auf 490 264 867. Über die Hälfte von diesen Bogen waren für Umlaufsmittel (jedes Blatt vier Noten), und davon über die Hälfte für Ein-Dollarnoten. Ist das nicht erfreulich? Bei uns verlangt die deutsche Sparsamkeit, daß die Geldscheine erst dann eingewechselt werden, wenn man sie nicht einmal mehr mit der Feuerzange anfassen kann. Hier denkt man humaner. Von der anderen Hälfte der bedruckten Bogen waren 228 160 858 für Briefmarken, Postkarten und sonstige Marken. Sie ergaben das ansehnliche Gewicht von 1 925 Tonnen oder 48 Wagenladungen. Im ganzen beschäftigt das Büro 5097 Angestellte. 1456 hiervon befassen sich mit dem Druck der Platten, 481 sind in der Nummerierabteilung, 994 in der Prüfungsabteilung. In der Gravierabteilung sind 221 Personen beschäftigt. Es sind durchweg alle, die in den Vereinigten Staaten für Stahlgravierung in Frage kommen, da dies Kunsthandwerk, das uns einstmals die Wiedergaben schöner Kunstwerke vermittelte, heutzutage nur noch für die Herstellung von Papiergeld arbeitet. Das Büro nimmt darum auch Gravieraufträge für andere Besteller an. Man kann es empfehlen.

Ich hatte keine Sehnsucht, Herrn Coolidge die Hand zu drücken. Diese Sehnsucht jedes hundertprozentigen Amerikaners kann dem Angehörigen eines tausendjährigen demokratischen Staatswesens wie Hamburg nur als byzantinischer Überrest vorkommen. Ich bin nicht einmal zu den verschiedenen Universitäten der Stadt hinausgefahren. Was können sie, die große katholische Universität gar nicht mitgerechnet, denn bedeuten, wo wir doch das Weltpatent auf die Wissenschaft und das vollkommenste Verzapfungsverfahren besitzen.

Ich bin dafür um so länger auf der Hauptstelle der National Catholic Welfare Conference gewesen. Was ich vermutet hatte, fand ich bestätigt: man ist uns auch da über, wo wir uns ganz auf der Höhe glaubten: in der Organisation. Freilich noch nicht in der Auswirkung.

Denn jede Organisation ist in beständigem Wachsen, wenn anders sie nicht absterben will. Hier nun bildet sich etwas heran, das nur an der Größe dieses Landes ein Maß hat.

Die National Catholic Welfare Conference (N. C. W. C.(— Nationale katholische Wohlfahrts-Konferenz — ist eine kirchliche Einrichtung aus neuester Zeit. Sie wurde erst im September 1919 von den Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen der Vereinigten Staaten auf ihrer jährlichen Konferenz in Washington geschaffen. Es war mehr eine Umformung der Nationalen katholischen Kriegshilfe (National Catholic War Council), einer der sieben von der amerikanischen Regierung anerkannten Kriegshilfe-Organisationen.

Der Zweck der N. C. W. C. ist die Zusammenarbeit und der Zusammenschluß der katholischen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten auf den Gebieten der Erziehung, der Nächstenhilfe, der Einwandererfürsorge, der Bürgerbildung und anderer allgemeiner Belange. Die Verwaltung liegt in den Händen von sieben Erzbischöfen und Bischöfen, die alljährlich von der Bischofskonferenz ernannt werden.*)

In fünf Abteilungen, denen jedesmal ein Bischof vorsteht, werden die großen Zeitaufgaben gründlich durchgearbeitet. An erster Stelle steht natürlich die katholische Erziehung und die katholische Schule. Dieser Abteilung sind Unterabteilungen für Statistik, Gesundheitserziehung, katholische Lehrer usw. angegliedert. An zweiter Stelle

*) Die katholische Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, Alaska und auf den Hawai-Inseln beträgt nach dem Catholic Directory 1928: 19689049 Seelen. Die Hierarchie besteht aus 17 Erzbischöfen und 99 Bischöfen. Vier der Erzbischöfe, die Erzbischöfe von Boston, Chikago, New York und Philadelphia, sind Kardinäle. Die Zahl der Priester beträgt 25773; von diesen gehören 18370 dem Welt- und 7403 dem Ordensklerus an. Die Zahl der Kirchen mit ständigen Seelsorgern beträgt 11699, dazu kommen 6175 Missionen mit Kirchen; somit gibt es insgesamt 18293 katholische Kirchen in den Vereinigten Staaten. Priesterseminare gibt es 136, in denen 14432 junge Leute auf den Priesterstand vorbereitet werden. Für die katholische Erziehung der Jugend bestehen 225 höhere Schulen und Kollegien für Jünglinge, 729 Akademien für Mädchen und 7061 Pfarrschulen, die von 2281837 Knaben und Mädchen besucht werden. In 361 Waisenhäusern finden 51961 Waisenkinder eine christliche Erziehung.

folgt der Bedeutung nach für das öffentliche Leben die Abteilung für katholische Presse und Nachrichten. Sie versorgt regelmäßig neunzig katholische Zeitungen und Wochenblätter mit Kabel- und Drahtnachrichten und Leitaufsätzen politischer, kirchlicher und sonstiger Art. Gerade durch die kirchlichen Mitteilungen bildet es ein starkes Bindeglied für das katholische Leben aller Diözesen dieses weiten Landes, wie es uns leider immer noch abgeht. (Den Kleindruck unter unseren „Kirchlichen Nachrichten' mit seinen zufälligen Mitteilungen kann man unmöglich als eine Übersicht ansehen). Als dritte Abteilung folgt „Gesetz und Gesetzgebung". Sie behandelt und bearbeitet für Veröffentlichung wie für jene, die es im öffentlichen Leben angehen soll, alle jene Fragen, die mit der Gesetzgebung zu tun haben, insofern sie das katholische Leben, die katholische Schule, die katholischen Grundsätze überhaupt berühren.

In die vierte Abteilung „Soziale Arbeit" fallen alle Fragen und Aufgaben, die das bürgerliche Leben und die soziale katholische Tätigkeit betreffen, also auch Einwanderung, soziales, bürgerliches und geschäftliches Wohl. Einfach vorbildlich ist es hierbei, wie sich die Unterabteilung für Einwanderung der Neueinwanderer annimmt. Sie gibt den Namen jedes katholischen Einwanderers, der durch ihre Stelle im New Yorker Hafen bekannt wird, ihrer Zweigstelle am zukünftigen Wohnort des Einwanderers weiter. Diese sorgt dann dafür, daß der Einwanderer kirchlichen Anschluß erhält und so der Kirche erhalten bleibt. Von welchem Wert diese Arbeit ist, ersieht man erst, wenn man bedenkt, daß durch den Mangel einer solchen Follow - up - Arbeit (nachgehenden Seelsorge) der kath. Kirche mindestens fünf Millionen Menschen verloren gegangen sind. Die letzte Abteilung besteht aus den zwei gleichgeordneten Nationalen Verbänden katholischer Männer und kath. Frauen. Eine Hauptaufgabe sieht die N. C. W. C. auch in der Einführung einer Nationalen katholischen Schule für soziale Arbeit, in der sie Sozialarbeiter (sie heißen

nicht Beamte) für die katholischen Einrichtungen wie auch für staatliche Stellen heranbildet. Aber die Menge und die Bedeutung der Arbeit, die vom N. C. W. C. bisher geleistet worden, gewinnt man so recht einen Überblick, wenn man allmonatlich ihre Zeitschrift The N. C. W. C. Bulletin verfolgt.

Gewiß gibt es an unserer katholischen deutschen Kleinarbeit in dem Hunderterlei von Vereinen vieles, was dem katholischen Amerikaner offene Bewunderung abzwingt. Den großen Zug, der zur gemeinsamen Arbeit hinreißt und ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit schafft, muß er bei uns vermissen. Ihn könnten — vielleicht — unsere Katholikentage noch schaffen.

In einigen Tagen geht mein Schiff. Ich fahre diesmal mit der „Cleveland". Sie ist ein Kajütdampfer wie meine „Thuringia" und wie die „Westphalia". Sie ist nur größer, sie hat 17 000 Tonnen, während „Thuringia" 12 000 Tonnen hat. Sicher ist sie ebenso angenehm: keine erste Klasse, und doch Gesellschaftsräume wie sie, und das ganze Deck zu meiner Verfügung. Ich weiß heute schon, die Fahrt wird schön werden.

Ob ich gern zurückfahre?

Warum nicht?! Ich komme wieder in meine Arbeit. Und die ist für unsere Deutschen und meine Heimat und meine Kirche.

Was ich von Amerika denke?

Im Flugzeug ist es schwer, ein eingehendes Urteil zu bilden. Die Berge werden zu Hügeln und die Straßen wie tote Linien. So im Flugzeug eilt durch ein Land, wer nur kurze Zeit dort weilt. Und nun erst dieses Riesenland! Und diese Entfernungen! Diese Maße! Diese so verschiedenen Menschen, in Farbe, Herkunft und Erziehung!

In Rußland gibt es Dörfer mit Zehntausenden von Einwohnern. Ich war monatelang in einem solchen Dorf von 30 000 Bewohnern. Und es war noch ein Dorf. Eine breite Straße führte hindurch. Es hatte mehrere

Kirchen und Synagogen. In der Mitte war ein großer Platz. Da wurde Pferde- und Kuhhandel getrieben. Und Speck gab es zu kaufen und Leder und Kattun und allerhand Krimskram. Und viel Läden und Geschrei Denn auch das Rathaus stand auf dem Platz.

Im Vergleich zu diesem Land mit seinen gewaltigen Maßen ist unser Deutschland ein Dorf. Und mit seinem vielen Dorflärm ist es das auch. Mit seinem Kleinkram und seiner Uneinigkeit. Mit seiner Arbeit einer gegen den andern, Partei gegen Partei, Ost gegen West, Süd gegen Nord und umgekehrt ebenso. Immer bange, der andere könnte zu hoch kommen. Immer besorgt um die „ganz besonderen Verhältnisse". Immer voll von Träumen und von Sehnsucht nach Träumen. Immer so nah der Einheit, und immer sie wieder verjagend — —

Und da drüben überm Meer steigt ein Staatswesen auf aus Zonen und Ländern und aus einem Völkergemisch wie sonst nirgend und nie. Es will eine Einheit. Es glaubt an sie, wie an seine Fäuste. Und es ringt um sie. Es singt nicht davon, es zwingt sich. Bis aufs Blut. Und es wird eins. Ganz. Vollkommen? Wer könnte das wollen!

Druck: Anton Lettenbauer, Hamburg 1